

SCHOLIEN

von Rahim Taghizadegan

Ausgabe 04/2010

Institut für Wertewirtschaft

wertewirtschaft.org

scholien@wertewirtschaft.org

Bedienungsanleitung

Für jene, die solch ein Büchlein zum ersten Mal in Händen halten, erlaube ich mir stets ein paar Hinweise zum Einstieg und als Willkommensgruß. Scholien sind lose Randnotizen zu schweren Büchern. Während das Buch systematisch zusammenfügt, ist die Notiz beiläufig, stets persönlich, eigentlich intim, verzettelt sich hie und da und wandert doch leichtfüßig über die schwierigsten Inhalte. Der Leser weiß nicht, was ihn erwartet und darf sich überraschen lassen – beim Autor verhält es sich nämlich nicht anders. Bloß ein Motto wähle ich zufällig aus dem Text, als Einladung und Widmung, nicht als Titel. Gelegentlich findet sich eine kleine Hochzahl im Text. Diese Endnoten sind direkt im Anschluß aufgeführt; ein Kurzverweis führt ins Netz, wo dies sinnvoll erscheint.

Die Scholien stehen in einer losen Abfolge. Der treue Leser bemerkt, daß viele Fragen immer wieder auftauchen und sich zahlreiche Bezüge auftun. Obwohl jede Ausgabe für sich gelesen werden kann, stehen doch alle miteinander in Verbindung, aber nicht als direkte, systematische Fortsetzung.

Das Titelbild gestaltet die Künstlerin Ingeborg Knaipp, die auch das Lektorat besorgt. Alle verbleibenden Widersprüche

und Unstimmigkeiten, die Mängel des Mottos und die absichtlichen Themenverfehlungen sind allein mir zuzuschreiben. Beim mühevollen Erstellen der Exzerpte aus meiner stets vieltausendseitigen Lektüre griffen mir diesmal Oliver Stein, und Johannes Leitner unter die Arme; Johannes überarbeitete zudem die Endnoten, Barbara Fallmann übernimmt die Abonnentenbetreuung.

Administrative Anfragen bitte an *info@wertewirtschaft.org* senden, inhaltliche Anregungen und Fragen bitte an *scholien@wertewirtschaft.org*.

Falls der geschätzte Leser dieses Exemplar zur Ansicht erhalten hat, würde ich mich freuen, ihn auch zukünftig zu meine Lesern zählen zu dürfen. Ein Abonnement ist auf der Seite *<http://wertewirtschaft.org/scholien/>* zu bestellen. Als Beitrag zu den Druck- und Versandkosten erbitten wir mindestens 60 € für ein Jahr. Falls ein höherer Beitrag möglich ist, nehme ich diesen dankend als Honorar an und fühle mich im wahrsten Wortsinne geehrt. Es gibt auch die Möglichkeit eines vergünstigten Mehrfachabonnements, um Exemplare weiterzuschenken. Auch Geschenkabonnements sind natürlich eine Möglichkeit, gerne übersenden wir dazu eine persönliche Widmung.

Zahnrad-dasein

In den letzten Scholien hielt ich ein Plädoyer für die Kindlichkeit. Dafür fand ich bei Nietzsche eine interessante Bestätigung. Mein Kollege Eugen Schulak stellte bei unserer diesjährigen Sommerakademie im Kloster Pernegg einen Text vor, in dem Nietzsche in der Allegorie von drei Wandlungen spricht:

Drei Verwandlungen nenne ich euch des Geistes: wie der Geist zum Kamele wird, und zum Löwen das Kamel, und zum Kinde zuletzt der Löwe. [...] Was ist schwer? so fragt der tragsame Geist, so kniet er nieder, dem Kamele gleich, und will gut beladen sein. Was ist das Schwerste, ihr Helden? so fragt der tragsame Geist, daß ich es auf mich nehme und meiner Stärke froh werde. Ist es nicht das: sich erniedrigen, um seinem Hochmut wehe zu tun? [...] Oder ist es das: von unserer Sache scheiden, wenn sie ihren Sieg feiert? Auf hohe Berge steigen, um den Versucher zu versuchen? Oder ist es das: sich von Eicheln und Gras der Erkenntnis nähren und um der Wahrheit willen an der Seele Hunger leiden? [...] Alles dies schwerste nimmt der tragsame Geist auf sich: dem Kamele gleich, das beladen in die Wüste eilt,

also eilt er in seine Wüste. Aber in der einsamsten Wüste geschieht die zweite Verwandlung: zum Löwen wird hier der Geist, Freiheit will er sich erbeuten und Herr sein in seiner eignen Wüste. Seinen letzten Herrn sucht er sich hier: feind will er ihm werden und seinem letzten Gotte, um Sieg will er mit dem großen Drachen ringen. Welches ist der große Drache, den der Geist nicht mehr Herr und Gott heißen mag? »Du-sollst« heißt der große Drache. Aber der Geist des Löwen sagt »ich will«. »Du-sollst« liegt ihm am Wege, goldfunkelnd, ein Schuppentier, und auf jeder Schuppe glänzt golden »Du sollst!« [...] Neue Werte schaffen das vermag auch der Löwe noch nicht; aber Freiheit sich schaffen zu neuem Schaffen das vermag die Macht des Löwen. Freiheit sich schaffen und ein heiliges Nein auch vor der Pflicht: dazu, meine Brüder, bedarf es des Löwen. Recht sich nehmen zu neuen Werten das ist das furchtbarste Nehmen für einen tragsamen und ehrfürchtigen Geist. [...] Aber sagt, meine Brüder, was vermag noch das Kind, das auch der Löwe nicht vermochte? Was muß der raubende Löwe auch noch zum Kinde werden? Unschuld ist das Kind und Vergessen, ein Neubeginnen, ein Spiel, ein aus sich rollendes Rad, eine erste Bewegung, ein heiliges Ja-sagen. Ja, zum Spiele des Schaffens, meine Brüder, bedarf es eines

heiligen Ja-sagens: *seinen* Willen will nun der Geist, *seine* Welt gewinnt sich der Weltverlorene.¹

Das Kindliche wird hier als nötiger Neubeginn dargestellt nach dem Ende der Spiele, wie ich es letztthin beschrieb. Kamel und Löwe stellen ganz ähnliche Übertreibungen dar: auf der einen Seite das sklavisches Verabsolutieren sinnloser Regeln ohne jede Alternative, auf der anderen Seite das Revoltieren gegen alle Regeln und jedes Spiel. Während die einen die Spielregeln zu ernst nehmen, aus berechtigter Angst vor der Regelleere nach der Sinnleere, sind die anderen *rebell without a cause* aus berechtigter Angst vor der ausweglosen Erstarrung im falschen Leben. Doch eben die *causa*, von der ich letztthin schrieb, lässt sich auch so nicht gewinnen. Schön ist Nietzsches Hinweis, das kindliche Prinzip entspräche einem aus sich selbst rollenden Rad. Ich verstehe darunter den Gegensatz zum modernen „Zahnradasein“: sich als ersetzbares, unbedeutendes Rädchen im Getriebe verloren zu sehen.

Die Empfehlung der Kindlichkeit scheint zwar harmlos, doch Nietzsche ist immer mit Vorsicht zu genießen. Als Allegorie für die Ideengeschichte übertreibt der Text das Geschehen als deterministische Notwendigkeit. Waren Menschen zu früheren Zeiten wirklich kamelhafter als heute? Die entlaufenen Kamele unserer Tage könnten da geneigt sein, ihre vermeintliche Freiheit zu überschätzen. Ist das löwenhafte Zerfleischen der einzige und überhaupt ein sinnvoller Ausweg aus dem Kameldasein? Ist die Zerstörung des Mangelhaften ein Wert, wenn nicht der Wille und die Fähigkeit da ist, Besseres an dessen Stelle aufzubauen? Das Bild vom Kind suggeriert die Notwendigkeit, nach der ganz unvermeidlichen völligen Zerstörung des Wahnsinns tabula rasa zu machen, weil mit dem Wahnsinn auch jedes verbleibende Fünkchen Sinn dahingerafft ist. Das Beginnen ist eine wunderbare, im besten Sinne kindliche Sache, die ich schon öfters gerühmt habe. Bei Null anzufangen hingegen erscheint weniger sinnvoll: das wäre Sisyphos' Schicksal, aus voller Absicht gewählt.

Das Zahnrädchen, das sich alle Zähne ausschlägt, gewinnt dadurch zwar viel Spielraum, aber für nichts.

Innovationen

Das kindliche Spiel und das schöpferische Dasein sind nicht Entledigung, sondern Aneignung im tiefsten Wortsinn. Ich habe diese An-eignung schon zuletzt als Gegenmittel zur Entfremdung gepriesen. Auch bei Nietzsche war oben von „seiner Welt“ die Rede. Grammatikalisch ist eine Welt gemeint, der man nicht nur ist, sondern die einem ist. Statt bloßes Rädchen im Getriebe, Werkmeister an der Bank des Lebens.

Das Beginnen des Kindes hat nichts mit Vergessen zu tun, ganz im Gegenteil: das Erinnern und Lernen spielen die größte Rolle dabei. Vielleicht führte hier ein deutsches Wort in die Irre, das mir gar nicht gefällt: die Neugier. Im positiven Sinne schrieb ich sie letzthin dem Kinde zu; und dabei hatte ich schon Unbehagen bei dem Wort. Die Gier nach Neuem wäre nämlich überaus kindisch, nicht im besten Sinne kindlich. Das

Wort klingt nach der *news*-Gier unserer Zeit. Viel besser wäre es, statt Neugier von Wissensliebe zu sprechen – und dann wären wir schon wieder beim schönen Begriff Philosophie angelangt. Gier suggeriert eine ganz unkindliche Zweckhaftigkeit; und das Neue ist zwar manchmal, aber nicht durchwegs das Bessere, Klügere, Wissenswertere. Als der Manager Dr. Richard Straub bei unserer Sommerakademie ein eloquentes Plädoyer für die Innovation hielt, kam ihm ebendieser Begriff in die Quere, weil „Innovation“ ähnlich irreführend ist. Es fehlt eben nicht nur Erneuerung, sondern manchmal auch Entneuerung; den Blick zu befreien von all den um Aufmerksamkeit buhlenden Neuerfindungen des Rades.

Viel wesentlicher als die Erfindung des Rades ist doch, was man damit anstellt. Daß lateinamerikanische Zivilisationen zwar das Rad kannten, aber nur für Spielzeug einsetzten, ist ein guter Hinweis auf ein Phänomen, das ich bereits beschrieben habe: Ist im realen Leben alles Kindliche und Spielerische abgetötet, bleiben nur

zweckhafte und eigentlich lächerliche Spielereien, Brot und Spiele statt spielerischen Schaffens. Die Innovation, die wir vermissen, besteht nicht in sinnlosen Neuerungen, sondern in der Umsetzung eines besseren Lebens. Das Bessere ist in dem Sinne stets neu, daß man es einmal wagen und beginnen muß, auch wenn der Gedanke und die Sehnsucht eigentlich schon altbekannt sind. Zwar scheint es offensichtlich, daß es heute neuer Wege bedarf, aber das Adjektiv können wir uns auch hier sparen. Wege sind gefragt, Wege, die gangbar und zielführend sind; das kann auch ein vergessener, von Unkraut überwuchelter Pfad sein. Dieser ist zumindest jedem neuen Irrweg vorzuziehen, für den nur spricht, daß er noch nie begangen wurde.

Viele unternehmerische Innovationen unserer Tage haben den Charakter von verzweifelten Versuchen, einer übersättigten Kundschaft etwas aufzuschwatzen, das eben „neu“ sein muß: unbekannt und damit unerkannt. Gut dokumentiert wird dies von einer Fernsehserie, die mich gegen meine besten Vorsätze für einige

Episoden bannte (neuerdings schleicht sich die Fernsehunterhaltung per Internet auch in fernsehfremde Haushalte). Im britischen Format *Dragon's Den* begaben sich Unternehmer in die „Drachenhöhle“ von feuerspuckenden Kapitalisten. Dort müssen sie letztere mit ihren Ideen zu Investitionen überzeugen. Die überwiegende Mehrheit dieser Ideen ist grotesk. Der typische dort präsentierte Unternehmertypus ist ein Spinner, der sich selbst maßlos überschätzt und um Anerkennung buhlt. Nur selten beißen die kapitalistischen Drachen an, wenn sie den Köder frischen Geldes riechen. Das Wesentliche an erfolgreichen Ideen und der Expertise der Kapitalisten ist der Verkauf. Dabei geht es bei den Briten noch gesitteter zu. Eine ganz andere Mentalität verströmt da die US-amerikanische Kopie *Shark Tank*. Vorbild für „kapitalistische“ Fernsehformate dieser Art war Donald Trumps *The Apprentice*. Dabei wird ein Nachwuchsmanager aus einer Reihe von jungen Bewerbern rekrutiert, die im Stile eines Ringkampfes nach und nach eliminiert werden. Ein bißchen ökonomisches

Grundverständnis mögen solche Formate vermitteln, vielmehr noch vermitteln sie etwas über die Ökonomie, in der sie selbst vermarktet werden. Auch der Wettkampf der Jungkapitalisten dreht sich fast ausschließlich um den Verkauf. Die Aufgaben, die zur Auswahl der Kandidaten führen, bestehen in der Regel darin, anderen Menschen etwas für besonders viel Geld aufzuschwatzen oder für besonders wenig Geld abzuschwatzen. Ein „innovativer“ Umgang mit der Wahrheit wird dabei besonders honoriert. Eine Episode der britischen Kopie dieses Formats (die wiederum eine Spur erträglicher ist) zeigte, wie eine Kandidatin mit „Migrationshintergrund“ auf einen ebenso talentierten Kandidaten zeigte und einem indischen Händler irgendein Elektrospielzeug mit dem Argument zum Nulltarif abschwatzte, er müsse doch das asiatische Team unterstützen, sonst würde das westliche Team gewinnen. Dieser politisch korrekte Rassismus (man stelle sich den umgekehrten Fall vor!) erhielt besonderes Lob von Lord Sugar, dem britischen Eliminator in der Serie. Der

dank großzügiger Spenden an die Neocon-Sozialisten der Labour-Partei geadelte Unternehmer Alan Sugar hat schließlich selbst beste Erfahrung damit, billig produzierten Elektroschrott teuer zu verkaufen.

Mir ist bewußt, daß solche *reality shows* die schlimmsten Fantasiewelten sind. Sie dokumentieren allerdings oft interessante Symptome. Wirtschaft als Ellenbogenwettkampf um die höchste Rendite, die Ausmerzungen des Bestehenden zugunsten des kurzfristig „neu“ Erscheinenden: logische Folgen der schleichenden Zerstörung des Geldes.

Fantasie und Vorstellung

Das Zahnradasein besteht darin, im Eindruck zu leben, nichts wirklich Neues von Substanz wagen zu können. Zur Kompensation muß sich das Zahnradchen mit den *news* konformistischer Mode und Fantasiewelten abfinden. Das sind die unkindlichen Alibispiele, bei denen man Zuflucht sucht, wenn die „eigene Welt“ nicht zugänglich scheint. Bei Roger Scruton fand ich

eine interessante Begriffsunterscheidung von dieser Art von Fantasie im Gegensatz zum Begriff der „Vorstellung“ (*imagination*). Damit versucht er dem Leser seines bemerkenswerten Büchleins über die Schönheit deutlich zu machen, was der Unterschied zwischen Kunst und Unterhaltung wäre:

Wahre Kunst spricht die Vorstellung an, bloße Effekte hingegen erregen die Fantasie. [...] Sowohl Fantasie als auch Vorstellung betreffen das Unwirkliche; doch während die Unwirklichkeiten der Fantasie unsere Welt durchdringen und verschmutzen, bestehen jene der Vorstellung in einer eigenen Welt, in der wir frei und in einem Zustand mitführender Losgelöstheit wandern. Die moderne Gesellschaft ist angefüllt mit Fantasieobjekten, seit das realistische Bild von Fotos, Kinos und Fernsehschirmen Ersatzbefriedigungen für unsere verbotenen Begierden bietet und diese damit erlaubt. Eine Fantasiebegierde sucht weder eine literarische Beschreibung, noch ein subtiles Gemälde ihres Objekts, sondern ein Simulacrum – ein Bild, von dem alle Schleier des Zögerns heruntergerissen wurden. Sie meidet Stil und Konvention, da diese das Schaffen einer Ersatzbefriedigung behindern und diese dem Urteil unterwerfen. Die ideale

Fantasie ist perfekt realistisch und perfekt unwirklich – ein vorgestelltes Objekt, das der Vorstellung nichts übrig läßt. Werbung handelt mit solchen Objekten; sie schweben im Hintergrund des modernen Lebens, um uns ständig in Versuchung zu führen, unsere Träume zu realisieren, anstatt Realitäten zu verfolgen. Vorgestellte Szenen werden hingegen nicht realisiert, sondern *repräsentiert*; sie kommen zu uns vollgesogen mit Gedanken und sind keinesfalls Surrogate, die an der Stelle des Unerreichbaren stehen. Im Gegenteil werden sie bewußt in gewisser Distanz angesetzt, in einer ihnen eigenen Welt.²

Da habe ich zum ersten Mal von Fantasie und dem Leben unserer Träume gelesen, ohne daß diese Konzepte eine positive Konnotation hätten. Diese Kritik scheint ein durchaus wichtiges Korrektiv zu sein. Womöglich beginnen die Träume dann so bedeutsam zu werden, wenn die Wirklichkeit weniger Freude und ernsthafte Wirkmöglichkeit verspricht. Dann wäre der Zeitpunkt des Aufkommens der psychologischen Traumdeutung kein Zufall.

Der Kontrast zwischen den Begriffen gibt auch gut den Zwiespalt wieder, den ich beim Thema Utopismus diskutierte: Auf der einen Seite die Vorstellung vom Besseren als Maßstab, etwas entrückt von der Wirklichkeit, sodaß diese nicht dadurch bis zur Ohnmacht beschwert wird; auf der anderen Seite die totalitären Entwürfe einer schrankenlosen Fantasie, die doch nur Ausflüchte sind, um in der eigenen Wirklichkeit nichts verändern zu müssen.

Unerfüllte Schönheit

Auch zu einem anderen Aspekt, den ich in den letzten Scholien diskutierte, bietet Scruton eine interessante Perspektive. Die Schönheit selbst ist nämlich für ihn genau in jenem Bereich der Zweckfreiheit angesiedelt, die ich im kindlichen Spiel fand:

Etwas seiner Schönheit wegen zu wollen, bedeutet, es selbst zu wollen, nicht, etwas damit tun zu wollen. [...] Hier ist ein Wunsch ohne Zweck: ein Wunsch, der nicht erfüllt werden kann, weil es nichts gibt, das als dessen Erfüllung

zählen würde. [...] Wir nennen etwas schön, wenn es uns Freude bereitet, es als individuelles Objekt seiner selbst willen und in seiner *dargebotenen Form* zu betrachten.³

Diese Sichtweise folgt dem Vorbild Kants, der meinte, man müsse die Schönheit ganz desinteressiert betrachten, um ihrer gewahr zu werden. Die Devise *l'art pour l'art*, Kunst nur der Kunst wegen, hat heute einen eher negativen Beigeschmack. Dies ist nachvollziehbar, hat doch die Kunst die Zweckfreiheit zuletzt ziemlich mißverstanden als Zweckbeliebigkeit. Die Zweckfreiheit des kindlichen Spiels strebt nicht direkt einen Zweck an, ist aber nicht von jener grotesken Beliebigkeit, die nur kindischen Erwachsenen einfällt, wenn sie „tun, was sie wollen“. Besonders schwierig ist dabei der Begriff des Interesses. Doch lassen wir Immanuel Kant selbst sprechen, der in dieser längeren Passage gar nicht so schwer lesbar ist, wie der Leser befürchten mag:

Interesse wird das Wohlgefallen genannt, was wir mit der Vorstellung der Existenz eines Gegenstandes verbinden. Ein solches hat daher immer zugleich Beziehung auf das Begehrungsvermögen, entweder als Bestimmungsgrund

desselben, oder doch als mit dem Bestimmungsgrunde desselben notwendig zusammenhängend. Nun will man aber, wenn die Frage ist, ob etwas schön sei, nicht wissen, ob uns, oder irgend jemand, an der Existenz der Sache irgend etwas gelegen sei, oder auch nur gelegen sein könne; sondern, wie wir sie in der bloßen Betrachtung (Anschauung oder Reflexion) beurteilen. Wenn mich jemand fragt, ob ich den Palast, den ich vor mir sehe, schön finde: so mag ich zwar sagen: ich liebe dergleichen Dinge nicht, die bloß für das Angaffen gemacht sind, oder, wie jener irokesische *Sachem*, ihm gefalle in Paris nichts besser als die Garküchen; ich kann noch überdem auf die Eitelkeit der Großen auf gut *Rousseauisch* schmälen, welche den Schweiß des Volks auf so entbehrliche Dinge verwenden; ich kann mich endlich gar leicht überzeugen, daß, wenn ich mich auf einem unbewohnten Eilande, ohne Hoffnung, jemals wieder zu Menschen zu kommen, befände, und ich durch meinen bloßen Wunsch ein solches Prachtgebäude hinzaubern könnte, ich mir auch nicht einmal diese Mühe darum geben würde, wenn ich schon eine Hütte hätte, die mir bequem genug wäre. Man kann mir alles dieses einräumen und gutheißn; nur davon ist jetzt nicht die Rede. Man will nur wissen, ob die bloße Vorstellung des Gegenstandes in mir mit Wohl-

gefallen begleitet sei, so gleichgültig ich auch immer in Ansehung der Existenz des Gegenstandes dieser Vorstellung sein mag. Man sieht leicht, daß es auf dem, was ich aus dieser Vorstellung in mir selbst mache, nicht auf dem, worin ich von der Existenz des Gegenstandes abhängе, ankomme, um zu sagen, er sei *schön*, und zu beweisen, ich habe Geschmack. Ein jeder muß eingestehen, daß dasjenige Urteil über Schönheit, worin sich das mindeste Interesse mengt, sehr parteilich und kein reines Geschmacksurteil sei. Man muß nicht im mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgültig sein, um in Sachen des Geschmacks den Richter zu spielen. Wir können aber diesen Satz, der von vorzüglicher Erheblichkeit ist, nicht besser erläutern, als wenn wir dem reinen uninteressierten Wohlgefallen im Geschmacksurteile dasjenige, was mit Interesse verbunden ist, entgegensetzen [...]. [...] *Angenehm ist das, was den Sinnen in der Empfindung gefällt.* [...] *Gut* ist das, was vermittelst der Vernunft, durch den bloßen Begriff, gefällt. Wir nennen einiges *wozu gut* (das Nützliche), was nur als Mittel gefällt; ein anderes aber *an sich gut*, was für sich selbst gefällt. [...] Um etwas gut zu finden, muß ich jederzeit wissen, was der Gegenstand für ein Ding sein solle, d.i. einen Begriff von demselben haben.

Um Schönheit woran zu finden, habe ich das nicht nötig. Blumen, freie Zeichnungen, ohne Absicht in einander geschlungene Züge, unter dem Namen des Laubwerks, bedeuten nichts, hängen von keinem bestimmten Begriffe ab, und gefallen doch. [...] Daher ist das Geschmacksurteil bloß *kontemplativ*, d.i. ein Urteil, welches, indifferent in Ansehung des Daseins eines Gegenstandes, nur seine Beschaffenheit mit dem Gefühl der Lust und Unlust zusammenhält. Aber diese Kontemplation selbst ist auch nicht auf Begriffe gerichtet; denn das Geschmacksurteil ist kein Erkenntnisurteil (weder ein theoretisches noch praktisches), und daher auch nicht auf Begriffe *gegründet*, oder auch auf solche *abgezweckt*. [...] *Angenehm* heißt jemandem das, was ihn *vergnügt*; *schön*, was ihm bloß *gefällt*; *gut*, was *geschätzt*, *gebilligt*, d.i. worin von ihm ein objektiver Wert gesetzt wird. Annehmlichkeit gilt auch für vernunftlose Tiere; Schönheit nur für Menschen, d.i. tierische, aber doch vernünftige Wesen, aber auch nicht bloß als solche (z.B. Geister) sondern zugleich als tierische; das Gute aber für jedes vernünftige Wesen überhaupt. [...] Was das Interesse der Neigung beim Angenehmen betrifft, so sagt jedermann: Hunger ist der beste Koch, und Leuten von gesundem Appetit schmeckt alles, was nur eßbar ist; mithin beweiset ein

solches Wohlgefallen keine Wahl nach Geschmack. Nur wenn das Bedürfnis befriedigt ist, kann man unterscheiden, wer unter vielen Geschmack habe, oder nicht. [...] *Geschmack* ist das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen, oder Mißfallen, *ohne alles Interesse*. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt *schön*.⁴

Wenn wir nun die Definition aus dem ersten Satz in den vorletzten einsetzen, klingt es zunächst etwas wirr. Schönheit könnten wir nur beurteilen, unseren Geschmack nur beweisen, wenn es uns egal wäre, ob die betrachtete Sache besteht oder nicht? Den Bedeutungswandel von *inter-esse*, Dabeisein, habe ich ja schon in den Scholien 08/09 skizziert. Der Begriff ist ähnlich zwiespältig wie jener von Zweck und Ziel. Roger Scruton tappt in diesen Zwiespalt, wenn er dann entgegen aller Zweckfreiheit doch von „Intentionalität“ beim Erkennen des Schönen schreibt:

Intentionale Freuden [...] sind vollkommen in das Geistesleben integriert. Sie können durch ein Argument neutralisiert und durch Aufmerksamkeit verstärkt werden. Sie ent-

stehen nicht wie die Freuden am Essen und Trinken aus erfreulichen Empfindungen, sondern spielen eine lebhaftere Rolle in der Ausübung unserer kognitiven und emotionalen Fähigkeiten. Die Freude an der Schönheit ist ähnlich. Doch sie ist nicht bloß intentional: sie ist kontemplativ, wird von der dargebotenen Form ihres Objektes genährt und erneuert sich beständig aus dieser Quelle. Meine Freude an der Schönheit ist daher wie ein Geschenk, das ich dem Objekt darbiefe und mir wiederum als Geschenk dargeboten wird. In dieser Hinsicht ähnelt sie der Freude, die Menschen in der Gesellschaft ihrer Freunde erfahren. Wie die Freude an der Freundschaft ist die Freude an der Schönheit *neugierig*: sie möchte ihr Objekt verstehen und das wertschätzen, was sie vorfindet.⁵

Zwecklose oder zweckfreie Kunst

Das Kantsche „Wohlgefallen“ klingt nicht ernsthaft genug. Wieder gibt es hier einen begrifflich sehr schmalen Grat zwischen zwei Übertreibungen. Die eine Übertreibung überfrachtet das Schöne und den Geschmack mit weltlichen Zwecken (*ends*), die andere nimmt ihr mit dem letzten Zweck (*telos*) auch jeden

Grund, Schönheit ernst zu nehmen. Darum bin ich dem Künstler gegenüber skeptisch, jenem der von sich behauptet, der Profession anzuhängen, Kunst zu produzieren. Kunst als Produkt greift in seinem Zwecke zu kurz, ohne doch wirklich zweckfrei zu sein; meist ist sie bloß zwecklos. Ich hoffe, der Leser erkennt schön langsam diese feine Differenzierung, die ich etwas unbeholfen mit dem zur Verfügung stehenden Vokabular versuche. Zwecklos wäre so etwas wie „atelisch“ (ohne télos), *without purpose or cause*. Nachdem Kunst eine Substantivierung von Können ist, bin ich skeptisch, wenn sie als Hindernis in Fußgängerzonen und Eingangshallen herumsteht; interessanterweise vorwiegend in den Hallen von Geldproduzenten und ihren Wurmfortsätzen. Die einzige Erklärung zum Zwecke dieser Totems ist dann, sie wären Kunst und müßten sich daher vor jedem Zwecke hüten. Das klingt eben so, als hätte der Künstler da etwas Wichtiges und Richtiges gerade vollkommen mißverstanden, so daß es ihm bequem wird. Er findet ein Erwachsenen-Alibi für seine Kind-

lichkeit und zwingt diese ganz kindisch in das Korsett, mit täuschender Ernsthaftigkeit sklavisches dem letzten verbliebenen Zweck zu dienen: ganz angestrengt etwas zu produzieren, das dann als „Kunst“ durchgeht. Zweckhafte Zwecklosigkeit würde ich das nennen; und sie ist mir gar nicht sympathisch. Solche „Kunst“ muß dann im Nachhinein mit künstlichen zwecklosen Zwecken behübscht werden, weil ihre Leere sonst ganz unerträglich wäre; hierfür braucht es die Industrie der Kunst-Interpretation. Deren schwerfällige Sprache ist das Paradebeispiel für das Negativ-Zweckhafte und nimmt sich in kindischer Weise viel zu ernst.

Mußte sich der kamelhafte Auftragskünstler als Löwe von seinen Zwecken emanzipieren um den Preis, jeden Anspruch auf Schönheit jähzornig in Fetzen zu reißen? Ist die postmoderne Müllkunst wirklich eine notwendige Reaktion auf die Unterordnung des Künstlers unter Zwecke, die nicht seine eigenen waren? Das wäre doch reichlich kindisch. Vermutlich besteht auch hier die Überwindung des Konflikts in der Allegorie des Kindes,

wenn man das Kindliche eben so definiert, wie ich das letzthin versucht habe: spielerische Ernsthaftigkeit, inter-esse ohne inter-habere (der treue Leser erinnert sich an die Anspielung an Erich Fromm). Roger Scruton scheint das schließlich ganz ähnlich zu sehen, denn den Geschmack nimmt er doch deutlich ernster, als es Kants Worte vermittelt haben:

Das Urteil über Schönheit ist nicht bloß eine optionale Ergänzung des Repertoires menschlicher Urteilskraft, sondern die unvermeidliche Konsequenz davon, das Leben ernst zu nehmen und unseren Angelegenheiten wirklich bewußt nachzugehen. [...] Damit kommen wir der Vorstellung, die das 18. Jahrhundert vom Geschmack hatte, sehr nahe: als eine Fähigkeit, durch die vernunftbegabte Wesen ihr Leben durch einen sozial entwickelten Sinn für richtige und falsche Formen ordnen. [...] Denn Schönheit verlangt etwas von uns: Sie ist ein Ruf, unserem Narzißmus zu entsagen und die Welt mit Ehrerbietung zu betrachten. [...] Wir können durch diese Welt entfremdet, verärgert und mißtrauisch schreiten. Wir können hier aber auch unser Zuhause finden, zur Ruhe in Harmonie mit anderen und uns selbst kommen. Die Erfahrung des Schönen führt uns entlang dieses Pfades:

Sie teilt uns mit, daß wir in der Welt zu Hause *sind*, daß die Welt in unserer Wahrnehmung bereits geordnet ist als ein Ort, der für das Leben von Wesen wie uns geeignet ist.⁶

Kitsch statt Opfer

Eine scheinbar ganz andere Betonung hinsichtlich des Schaffens von Schöнем im Gegensatz zu dessen Erkennen fand ich bei Frithjof Schuon, den ich schon früher einmal zitiert habe. Für Schuon ist der individuelle Geschmack hierbei nicht allzu wesentlich. Er argumentiert dies anhand einer Beobachtung im Orient, die auch ich in früheren Scholien einmal gemacht habe. Dem Orientkenner fällt auf, daß die Menschen dort, obwohl ihre traditionellen Handwerke besondere Kunstfertigkeit vermitteln, eine seltsame Geschmacksunsicherheit an den Tag legen – um es freundlich zu formulieren. An westlichen Gütern wählen sie, weniger freundlich gesprochen, zielsicher stets den abscheulichsten Kitsch. In orientalischen Wohnzimmern findet sich das erstaunlichste Gerümpel: billige Barockimitate mit Plastikstuck, Kitschbilder und Devotionalien aus

chinesischer Massenproduktion, die der Kindertüte eines *fast food*-Lokals entsprungen sein könnten.

Schuon erklärt dies so:

All die aus der Welt der Maschine stammenden Abscheulichkeiten – und auch die Plattheiten einer gewissen Kunst – verbreiten sich im Morgenland mit unglaublicher Leichtigkeit, und zwar nicht nur unter dem Druck politischer und wirtschaftlicher Beweggründe, was nicht erstaunlich wäre, sondern hauptsächlich mit der freien Einwilligung jener, die allem Anschein nach eine Welt der Schönheit geschaffen hatten [...]. Seit Anbeginn der abendländischen Einsiekerung in alte Kulturwelten konnte man mit Erstaunen neben den vollkommensten Kunstgegenständen die gemeinsten Erzeugnisse der Industrie finden, und diese verwirrenden Widersprüche traten nicht nur im Bereich der Kunstgegenstände auf, sondern fast überall, ganz abgesehen davon, daß in einer gesunden Kultur jegliches von Menschen angefertigte Ding irgendwie der »Kunst« entstammt, da hier keine scharfe Trennungslinie zwischen Kunst und Gewerbe besteht. Die Deutung dieses Widersinns ist jedoch sehr einfach, und wir haben sie auch schon angetönt: Die Formen, auch die geringfügigsten, sind eben nur auf beiläufige Weise

Menschenwerk. Im Wesentlichen entspringen sie derselben übermenschlichen Quelle, aus der alle wahre Kultur kommt, und dies bedeutet, daß der in einer »rißlosen« Kultur lebende Künstler unter dem Gesetz – oder unter der Eingebung – eines ihn übersteigenden Genius arbeitet. So ist er im Grunde nur dessen Werkzeug, und dazu genügt schon die bloße handwerkliche Eignung und Tüchtigkeit. Daraus ergibt sich, daß der Geschmack des Einzelnen bei der Erzeugung solcher Kunstformen eine verhältnismäßig geringe Rolle spielt. Sobald sich der geistig unbewußte Einzelmensch einer seinem Kulturgenius fremden Form gegenüberübersieht, wird er hilflos wie ein steuerloses Schiff. Eine solche Maßstablosigkeit setzt immerhin voraus, daß das Volk, das derartige Verirrungen annimmt, seinen eigenen Genius nicht mehr voll versteht, oder anders gesagt, daß es nicht mehr auf der Höhe der Formen ist, mit denen es sich noch umgibt. Solch ein Volk nimmt die neuzeitlichen Häßlichkeiten umso bereitwilliger an, als sie niedrigen Möglichkeiten entsprechen, die es ohnehin und von sich aus auf irgendeine Weise zu verwirklichen sucht, wenn auch unbewußt und innerhalb bestimmter Grenzen. [...] daß die meisten Morgenländer die Bedeutung der Formen, die sie mitsamt der Religion von ihren Vorvätern ererbten, selbst

nicht mehr zu begreifen vermögen. Alles, was wir soeben erörtert haben, gilt selbstverständlich in erster Linie für die Abendländer selbst, denn von ihnen geht die Formenzersetzung aus.⁷

Der treue Leser erinnere sich an meine Diskussion von Kitsch in den Scholien 03/09. Scruton bewertet das Phänomen ganz ähnlich wie Schuon, nämlich nicht in erster Linie als künstlerisches Problem. Kitsch sei vielmehr das Symptom einer „kulturellen Infektion“, die in Fragen des Glaubens und der Ideologie ihren Ausgang finde. Sein Urteil über den Kitsch ist besonders hart, für ihn geht er Hand in Hand mit Gulags und Konzentrationslagern. Denn dies sei nur die Erfüllung dessen, was der Kitsch prophezeie:

die Umwandlung des Menschen in eine Puppe, die wir in einem Augenblick mit Küssen überdecken um im nächsten Augenblick in Stücke reißen.⁸

Dies sei ein Aspekt der Entweihung, bei der es sich um eine Verteidigungsstrategie handle – also die Haltung des getretenen Löwen nach Nietzsche:

In der Gegenwart heiliger Dinge werden unsere Leben beurteilt, und um diesem Urteil zu entkommen, zerstören wir das, was uns anzuklagen scheint. [...] Das Verlangen zu entweihen, ist ein Verlangen, ästhetisches Urteil gegen sich selbst zu richten, sodaß es nicht länger wie ein Urteil über *uns* erscheint.

Diese Reaktion sei aber überaus kindisch im negativen Sinne. Sie erinnere nämlich an Kinder, die sich an Furzgeräuschen und vulgären Wörtern erfreuen, um sich von der urteilenden Erwachsenenwelt zu distanzieren. Dieser Entweihung (*desecration*) hält Scruton das Opfer (*sacrifice*) entgegen, das er in einer nun etwas überraschenden Wendung als Ausweg preist. Das erinnert nicht nur an das nietzscheanische Kamel, sondern klingt auch ganz genauso. Auch ein Bekannter aus den ersten Scholien dieses Jahres taucht wieder auf: Das Opfer sei

ein Ausweg, der nicht durch Kunst alleine zu gehen ist. In den Worten von Rilkes „Archaischer Torso Apollos“: „Du mußt dein Leben ändern.“ Die Schönheit verschwindet aus unserer Welt, weil wir so leben, als wäre sie nicht von Be-

deutung; und wir leben so, weil wir das Opfer nicht mehr gewohnt sind und stets zu vermeiden suchen. Die falsche Kunst unserer Zeit, durch den Schmutz von Kitsch und Entweihung gezogen, ist ein Zeichen davon.

Auf diesen Aspekt unserer Lage zu deuten, ist keine Einladung zu verzweifeln. Es ist ein Merkmal vernunftbegabter Wesen, daß sie nicht ausschließlich – oder überhaupt – in der Gegenwart leben. Sie haben die Freiheit, die Welt, die sie umgibt, zu verachten und auf eine andere Weise zu leben. Die Kunst, Literatur und Musik unserer Kultur erinnert sie daran, und weisen auch zu dem Pfad, der stets vor ihnen liegt: der Pfad aus dem Entheiligten hin zum Heiligen und Opferbereiten [*the path out of desecration towards the sacred and the sacrificial*]. Und das ist es kurz zusammengefaßt, was uns die Schönheit lehrt.

Integration

Bei diesen Worten vermeint man einen Nietzsche aufjaulen zu hören. Mir fällt dabei ein, daß das Wort „Opfer“ neuerdings am Schulhof in Mode zu kommen scheint. Jugendliche des degenerierten Euro-Islams nennen ihre Taufschein-christlichen Mitschüler so. In

einer Dokumentation, die unlängst vor Zuschauern geschützt nach Mitternacht im deutschen Fernsehen lief, wird das multikulturelle Miteinander in öffentlichen Schulen vorgestellt.⁹ (Ich verspreche, daß dies nun die letzte Verleitung in Fernsehwelten ist; wenngleich ich natürlich wenig gegen das Medium Film an sich habe, bloß etwas gegen manipulative Massenunterhaltung.)

Ich schrieb bewußt in einer gehässigen Umdrehung der üblichen Verwendung vom „Euro-Islam“, denn im Zuge politisch gesteuerter und wohlfahrtsstaatlich alimentierter Zuwanderung in Europa hat sich eine ganz eigene „Kultur“ entwickelt, die sich auf den Islam als Identifikationsmerkmal bezieht. Dabei vermischt sich die Verachtung für die fütternde Hand der Zoowärter mit Unterschicht-Codes, wie man sie auch in den wohlfahrtsstaatlichen Schwarzen-Reservaten der US-Innenstädte findet und ich sie in den Scholien 05/09 bereits näher beschrieben habe. (Bei aufkommendem Rassismusverdacht bitte auch dort nachzulesen.) Diese

Testosteron-reiche „Kultur“ ist nietzscheanisch im schlimmsten Sinne. Das „Tätervolk“ der Deutschen wird, so die Ironie der Geschichte, von jenen, die vermeintlich als zukünftige Renten- und Steuerzahler, in Wirklichkeit als Stimmvieh ins Land geholt wurden, nun als Volk von Opfern verhöhnt – nicht ganz zu Unrecht. Die selbstbewußten Jungs am Schulhof lachen über die „Opfer“, die ihnen gut zureden wollen. Reden! In die Fresse, Alter!

Auch hier führt die Bedrohung der eigenen Identität, verstärkt durch den Unsinn der „Integration“, zu den zwei Extremen Übertreibung und Verleugnung. Es ist interessant zu beobachten, daß übertriebener Identitätsislamismus aus Europa in die Türkei reimportiert wird. Das ist eben der gepriesene „Euro-Islam“: Radikalisierung kombiniert mit kultureller Degeneration. Jene Intellektuellen, die stets predigten, das „aufgeklärte, demokratische, rechtsstaatliche“ Europa wäre der Nährboden, auf dem integrierte Zuwanderer eine neue, friedliche Synthese hervorbringen würden, leben in der

illusorischen Traumwelt abgekapselter, gleichgeschalteter Pseudo-Eliten, wie man sie etwa in Brüssel vorfindet. Es ist kein Zufall, daß es ausgerechnet eine türkischstämmige Journalistin ist, die TV-Dokumentationen erwähnten Zuschnitts für das deutsche Fernsehen produziert, in denen die subventionierte Zuwanderer-„Kultur“ abseits der Inszenierungen kleiner Eliten kritisch betrachtet wird.

Integration habe ich als Unsinn bezeichnet, weil sie als „politisches“ Rezept verstanden wird. Einzelne Menschen, die in einer bestehenden Gemeinschaft Aufnahme finden möchten, passen sich ganz selbstverständlich an. Bei der Zuwanderung von größeren Gruppen fremder Kultur jedoch sind innerhalb dieser Gruppen Gemeinschaftskerne zu bilden und zu erhalten, sonst ist das Ergebnis kulturelle Auflösung auf beiden Seiten bis hin zur „multikulturellen“ Gleichschaltung.

Im Grunde dient diese „Integration“ dazu, laufende Bestätigung dafür zu produzieren, daß das gemeine Volk voll von „Vorurteilen“ ist und Budgets für dessen

Therapeuten zu legitimieren. Im erwähnten Filmdokument findet ein Zuwanderer nur mit Mühe eine einzige Sache, die er an Deutschland gut finden kann: Bildung und Chancen und so. Ein kümmerlicher Rest des wohlfahrtsstaatlichen Credos, an den er nicht so recht glauben kann, aber noch nicht auszudrücken vermag, was daran nicht stimmt. Die „Bildung“ die er erfährt, zeigt der Film ebenso: Unwillige Zwangsschüler, mehrheitlich unfähig, einen grammatikalisch richtigen Satz hervorzubringen, sitzen im Kreis um eine frustrierte Lehrerin, die schon lange jede Hoffnung aufgegeben hat, und üben sich in Gruppentherapie. Die Sprache, die die Schüler sprechen, besteht aus gebellten Satzketten, an die jeweils ein „und so“ angehängt wird, begleitet von zahlreichen Einschüben, die Unsicherheit ausdrücken, wie „ich weiß nicht“ ohne „keine Ahnung“. Das „und so“ erscheint mir hochinteressant: es steht für die sofortige relativistische Einschränkung des Geäußerten und bequeme Abfederung.

Die deutschen Schüler sind vollkommen eingeschüchtert. Die Zuwanderer sind schlagkräftig, selbstbewußt und halten zusammen. Wer sich nicht wehrt, wird verachtet und geprügelt. Wer sich wehrt, wird auch verprügelt, denn am nächsten Tag tanzen dann zwanzig Typen an, um wieder klarzustellen, wer das Sagen hat.

Wenn diese Gruppen dahinterkommen, welch unglaublicher Betrug, freilich in erster Linie Selbstbetrug, sich hinter „Bildung und Chancen und so“ verbirgt, fliegen die Fetzen. Die Gegenreaktion könnte dann auch sehr heftig sein, bis hin zu Pogromen.

Kultursensibilität

Die Konflikte sollen vorerst vor allem durch Schulung gegen „Vorurteile“ bekämpft werden. An der Wirtschaftsuniversität bekommen die Studenten *diversity management* vorgesetzt. Wenn ich mit meinen Studenten die dort erlernten Inhalte diskutiere, erhalte ich nur seltsame Widersprüchlichkeiten. Es gibt nämlich offenbar zwei Arten von „Diversitäten“: Die einen sind so

groß und großartig, daß sie unbedingt zu bewirtschaften sind und große Profite versprechen. Die anderen darf es gar nicht geben und sie sind zügig „abzubauen“.

Die Scholien-Leserin Birgit Richter-Trautmann schreibt mir, daß sie als Altenpflegerin neuerdings allerlei Informationsmaterial und Schulungen ausgesetzt ist, die sie Kultursensibilität lehren sollen:

Ich sollte wissen, daß [...] es bei Neudeutschen angebracht sein kann, die Schuhe auszuziehen, daß ich verschleierte Frauen nicht ansehen sollte, als hätte gerade ein zu groß geratener Pinguin meinen Weg gekreuzt, und daß eventuell kein Deutsch gesprochen wird, ich mich also mit Gesten und nonverbaler Kommunikation „durchschlagen“ muß – was bei medizinisch wichtigen und komplizierten Behandlungen und pflegerelevanten Absprachen besondere Geduld erfordert. Auch sollte ich mir eine gewisse Unempfindlichkeit gegen männlichen Chauvinismus angeeignet haben. Daß ein alter Zigeuner, in einer kahlen Sozialwohnung lebend, mich weder grüßt noch ansieht und an mir vorbei mit seiner Tochter in einer fremden Sprache nuschelt, während ich ihn wasche, muß mich nicht stören. Was ich unter an-

deren Umständen als Unhöflichkeit ansehen würde, die mich dazu veranlassen würde, mich freundlich aber zügig abzuwenden, ist hier eventuell Unsicherheit oder Paschatum – eine andere Kultur. Angeblich kann er deutsch. Seine Tochter aber wäscht ihn aus einem Schamgefühl heraus nicht, wofür ich Verständnis habe. Für diese peinliche und unangenehme Arbeit kommt dann eben der "kostenlose" Pflegedienst, darauf gibt es ein Recht. Jungen muslimische Männern, die deutsche junge Frauen gelegentlich mit abwertenden Schimpfwörtern titulieren, wie ich es selbst in Köln als Zeugin hörte, begegne ich selbstverständlich mit Gelassenheit und besonderer Kultursensibilität, die wahrscheinlich vor allem mich selbst schützt. Wenn ich einem muslimischen, wenig assimilierbereiten jungen Mann, der mein Sohn sein könnte, die vom Doktor verschriebenen Psychopillen in die Hand gebe, damit er niemanden umnietet, ignoriere ich seinen starren wütenden Blick, aus dem die ganze Verachtung und der Haß auf [...] den Westen sprechen könnte, der ihn ausschließt, ihn nicht braucht, mit dem er sich deswegen auch nicht identifizieren mag – und empfinde kurz so etwas wie Mitgefühl und später, wenn ich durch die Türe bin, Ärger gegenüber einer Politik, die uns seit Jahren zwangsmultikultisiert und viele Zuwanderer

ähnlich „verwaltet“ wie Kranke und Alte, mit denen nichts mehr anzufangen ist – Menschen, die aus unserem sozialen Modell als Leistungsträger rausfallen und als Leistungsempfänger diverse Verwaltungskräfte beschäftigen.

Kolleginnen, die den Beruf der Krankenpflegerin erlernen, wundern sich oft angesichts der Realitäten, die der Beruf im ambulanten Pflegedienst so mit sich bringt. Der Idealismus hält einige Zeit an, falls er da war, sonst wird rational abgewogen zwischen den Anstrengungen und Erfordernissen, dem Image, den Schichtdiensten, dem Zeitdruck und der nicht gerade üppigen Bezahlung und einer aufwendigen Dokumentation, die es zu bewältigen gibt. Im Pflegedienst wird Qualität nicht mehr am zufriedenen Gesicht eines Patienten festgemacht, sondern in der penibel geführten Schriftarbeit und einer Benotung durch den MDK (Medizinischer Dienst der Kranken- und Pflegekassen), die sich mehr auf das Schriftliche bezieht als auf die Kundenzufriedenheit. Lohnt sich für junge Frauen diese oft undankbare Arbeit, überwiegen trotz allem die positiven Gefühle und macht es einen persönlichen Sinn? Hinzu kommt die Zunahme von Menschen mit Demenz und nun eben auch das Thema Kultursensibilität. Die fachlichen Kompetenzen ge-

nügen schon lange nicht mehr, eine Toleranzfähigkeit und hohe soziale Belastbarkeit ist sozusagen das Gebot der Stunde. Vorteilhaft ist dabei, wenn die Pflegenden, Helfenden eine stabile tiefere religiöse oder ethische Basis haben, sonst machen sie es nicht lange – so meine subjektive Ansicht.

Ängste in der Pflege, Unwohlsein bei frauenfeindlichem Gehabe oder unterdrückendem Machotum, das Hineinsehen in Familien, in denen völlig andere Gesetze herrschen, als sich Schreibtischtäter vorstellen mögen, oder gar Ängste gegenüber dem aggressiven politischen Islam darf ich eigentlich nicht haben, denn dann bin ich wohl Rassistin oder ein „Kulturnazi“. Hinter den modischen Begriffen steht m.E. eine Ideologie, die vorgibt, menschlich und tolerant zu sein. Die Erfinder und Profiteure der globalisierten Gleichschaltung sind eine perfekte Symbiose mit den staatlichen Regulierern eingegangen. Wer anfängt, sich mit den Geldströmen dahinter zu beschäftigen, könnte aufwachen.

Mein Kollege Eugen Schulak erzählt mir, daß er von *Wiener Wohnen* für ein philosophisches Seminar engagiert wurde. Besagte Vereinigung ist das Rückgrat der Macht der sozialdemokratischen Wiener Stadtverwal-

tung. Über *Wiener Wohnen* werden Wohnungen vergeben an jene, die einen „Anspruch“ darauf haben. Die gezüchtete Anspruchsmentalität halten nun schon ihre Urheber selbst nicht mehr aus. Eugen soll mit den Mitarbeitern einmal wirklich offen über „Rassismus“ philosophieren. Die Mitarbeiter sind offenbar vollkommen fertig, weil sie von ihren „Anspruchsnehmern“ ständig überbeansprucht werden und ihren Frust niemals herauslassen können. Daß ausgerechnet ein echter Philosoph wie Eugen eingeladen wird, also einer, dessen Wahrheitsliebe nicht an den Grenzen der politischen Korrektheit Kehrt macht, ist bezeichnend. Ein paar Stunden lang, so das Kalkül des durchaus engagierten Chefs, haben es sich seine Mitarbeiter verdient, mal den ganzen Bullshit zu vergessen, einmal sollen sie aus der Lebenslüge ausbrechen dürfen, einmal durchatmen, um dann wieder brav an den Arbeitsplatz zurückzukehren. Auch ein Alibi bringt Eugen mit: es ist ja „nur“ Philosophie, also wohl vollkommen ungefährlich.

Faschisten und Populisten

Eben war ich in Ungarn, wo die Bevölkerung das Vertrauen in die politische Klasse schon weitgehend verloren hatte, um sich nun doch wieder kurz von Fidesz besänftigen zu lassen. Nachdem auch die Polizei kaum mehr Vertrauen genoß, verschaffte sich die politische Initiative Jobbik damit Popularität, eine unbewaffnete Miliz mit Namen „Ungarische Garde“ aufzustellen. Nachdem diese Milizionäre zu allem Überdruß auch schwarze Hemden trugen, sah man allorts schon „Faschisten“ marschieren. Sobald diese Miliz ausrückte, weil sie um Hilfe gerufen wurde, war die Polizei in Windeseile zur Stelle, um sich keine Blöße zu geben. Konkurrenz belebt offenbar das Geschäft! Die Milizeinsätze verliefen überraschend zivilisiert; doch es dauerte freilich nicht lange, bis dem Geschehen auf Druck der EU ein Ende bereitet werden mußte. Obwohl keine einzige Gesetzesübertretung vorlag, wurde die Garde gerichtlich aufgelöst. Zu Recht?

Auch wenn es einem hier besonders leichtgemacht wird, den „Faschismus“ mit freiem Auge zu erkennen, täuscht doch der Eindruck, der nur Symptome und keine Ursachen betrachtet. Das ist geradeso, als wolle man Nazis damit bekämpfen, braune Hemden zu beschlagnahmen. Nicht die Organisation von wehrhaften Gruppen ist das Entscheidende, sondern die Frage, warum und in welchem Kontext sie auf Seiten größerer Teile der Bevölkerung begrüßt und gefordert werden. Die Nazi-Sozis und die, oft deutlich von diesen zu unterscheidenden, faschistischen Bewegungen Europas füllten Lücken ihrer Zeit. Als die Nazi-Sozis aufgrund disziplinierten Einsatzes opferbereiter, idealistischer, junger Männer erstmals Vorträge ohne gewalttätige Störung ihrer international-sozialistischen Konkurrenz abhalten konnten, ernteten sie in der Öffentlichkeit große Anerkennung und Beachtung. Vielleicht war da eine Gruppe, die endlich Frieden bringen konnte? Für diesen Irrtum war dann freilich teuer zu bezahlen.

Daß populistische Gruppierungen heute als „rechtsradikal“ in der stupiden modernen Bedeutung des Begriffs qualifiziert werden, ist gefährlich. Denn sie sind notwendiger Ausdruck des Unbehagens breiter Bevölkerungsschichten, denen solange eingeredet wird, daß sie totalitäre Nazis sind, bis sie es wirklich glauben – und Gewalt womöglich für das letzte Gegenmittel halten.

Tea Party

In den USA macht es interessanterweise momentan den Eindruck, als hätte ausgerechnet ein *libertarian* eine solche populistische Bewegung angefacht. Der Präsidentschaftskandidat Ron Paul war der Ausgangspunkt der *Tea Party*-Bewegung. Dabei handelt es sich um populäre Demonstrationen, bei denen Amerikaner ihren Unmut mit ihrem Regime ausdrücken. Freilich fehlt es dabei meist an tieferem Verständnis ihres Regimes und der Fähigkeit, den Unmut klar auszudrücken, was es Meinungsbildnern leichtmacht, sich über

diese Bewegung lustig zu machen oder sie ins „rechte“ Eck zu stellen.

In der Tat ist die Tea-Party-Bewegung ein ähnliches Symptom wie die Protestparteien in Europa, die im Zweiparteien-System der USA kaum Platz haben. Der Protest hat seine Ursache in einem Konflikt, der erst sehr diffus wahrgenommen und kaum verstanden, aber immer deutlicher gespürt wird. In den USA waren die staatlichen *bail-outs* im Zuge der Finanzkrise wesentliche Funken, die den beachtlichen Zunder anfachten. Beträge in einer Größenordnung, die weit über das normale Vorstellungsvermögen hinausgehen, wurden da ohne Augenzwinkern, aber auch ohne jede Zustimmung der Bevölkerung umverteilt. Der Beobachter fragt sich zu Recht: Wo war dieses Geld vorher, woher taucht es plötzlich auf? Immer mehr ahnen, daß ihr Geld auf Illusionen gebaut ist. In Europa ist das Unverständnis und der Unmut ähnlich groß, artikuliert sich aber noch nicht so deutlich, weil er keine hinreichend einheitlichen Angriffspunkte findet, die Massenan-

sammlungen erlauben. Der politisch entmündigte Mensch der pseudodemokratischen Stimmzettelregime findet gar keine andere Möglichkeit mehr als zu „demonstrieren“. Jede Demonstration ist ein grotesker Schrei der Hilflosigkeit. Da paradieren Menschen mit selbstgemalten Tafeln und demonstrieren sich letztlich nur selbst. Mehr als ihr Körper in der Rolle eines Partikels in der homogenen Masse ist ihnen als „Stimme“ kaum geblieben.

In den USA finden sich die hinreichend einheitlichen Ideenketten noch im weniger weit zurückliegenden Gründungsmythos: Im Verfassungspatriotismus. Die „rechte Gefahr“ liegt schon etwas weiter in der Vergangenheit als in Europa, kann aber nach wie vor instrumentalisiert werden – nur eben eine Spur weniger effektiv. Was in Europa die „Nazis“, sind in den USA die *(neo-)Confederates*, *rednecks* aus den Südstaaten, die erst die Speerspitze der Demokratie unter Abraham Lincoln besiegte, um die Sklaven aus den Fängen des Kukluxklans zu befreien. Die Geschichtsfälschung, die

dabei erfolgt, ist gigantischen Ausmaßes. Insbesondere die Schriften von Thomas DiLorenzo sind dabei zu empfehlen¹⁰, wenngleich Toms Brillen etwas zu ideologisch *libertarian* gefärbt sind und daher, wie Rothbards Schriften zur US-Geschichte, nur mit einigen Vorbehalten zu lesen sind. Curtis Yarvin, alias Mencius Moldbug, gibt einige Anregungen zur Lesung der Geschichte des Bürgerkriegs:

Das primäre ideologische Thema des Kriegs war natürlich die Sklaverei. Die Sklaven blieben in der Tat loyal, ein Ergebnis, das nur die eingefleischtesten Südstaaten-Anhänger vorhergesagt hatten. Zur Zeit der amerikanischen Unabhängigkeit gab es wenig oder keine pro-Sklaven-Ideologie. Amerikanische Sklaverei war ein Unfall, eine Ausnahme. Es war eine afrikanische Institution, die sich über Portugal und Spanien in die englischen Kolonien ausgebreitet hatte. Sie überlebte, weil das englische Eigentums- und Vertragsrecht der Zeit so stark war, daß es auch vertragliche Knechtschaft akzeptierte. Dies konnte leicht auf Negersklaven ausgedehnt werden, die im bestehenden spanischen *Asiento*-Handel erworben wurden, obwohl sie persönlich keinen Knechtschaftsvertrag unterzeichnet hatten. Sklaverei bestand zu-

nächst fort, weil niemand die Macht hatte, sie zu verbieten oder Sklaven zu konfiszieren. [...] Kurz, es handelte sich um eine Ausnahme im Gegensatz zu den demokratischen Enthusiasmen des 18. Jahrhunderts. All dies änderte sich in den 20er- und 30er-Jahren mit dem Aufkommen des Abolitionismus [Bewegung zur Sklavenbefreiung]. Importiert aus England und assoziiert mit den Quäkern, Unitariern, Methodististen etc. war der Abolitionismus die erste große Agenda der demokratischen Ära. Seine ursprünglichen Verfechter waren, wie man erwarten würde, hochmoralische und prinzipientreue Intellektuelle wie John Quincy Adams.

Es gab zwei grundlegende Probleme mit dem Abolitionismus. Erstens: Er mußte als Angriff des Nordens, der stärkeren Partei, auf den Süden, die schwächere Partei, angesehen werden. Sobald die Parteigrenzen klar waren, [...] war die Frage, ob ein neuer Staat die Sklaverei erlauben würde, die Frage, welcher politischer Block zwei neue Senatoren bekäme. Zweitens: Der Norden hatte keinerlei rechtliche Grundlage für seinen Angriff. Der Gedanke, daß die Bundesregierung die Macht hätte, die Sklaverei abzuschaffen und die Sklaven zu befreien, war dem Verfassungsrecht vor dem Krieg so fremd wie uns heute der Vorschlag wäre, Ba-

rack Obama könnte Rush Limbaugh [berühmter Radio-Polemiker] aufhängen lassen, nur weil er ihn nicht leiden kann. Im Jahre 1860 gab es kaum noch humane oder humanistische Motive in der Bewegung gegen die Sklaverei. Ihr Motor war wild gewordene Wut.¹¹

Die herrschende Klasse

In einem vielbeachteten Artikel, der kürzlich im *American Spectator* erschien, analysiert Prof. Angelo M. Codevilla, wie aus dieser Grundstimmung heraus nach und nach ein Klassenkonflikt entstand, der nun anhand der *Tea Party*-Bewegung wieder deutlich spürbar wird. Es ist ein Konflikt zwischen einer herrschenden Klasse und staatsferneren Bevölkerungsteilen, die sich in den USA vorwiegend in ländlichen Gebieten finden. Codevilla spricht von der *Country Class* im Gegensatz zur *Ruling Class*. Dieser Konflikt findet sich im modernen Europa in ganz ähnlicher Weise, bloß noch weitgehend unerkannt und unbeschrieben, nachdem sich nach dem Zweiten Weltkrieg eine ähnlich gepolte Schichtung nach US-Vorbild ergeben hatte. Codevilla beschreibt

die Entstehung der Herrschaftsklasse der Sozialingenieure, auf die ich schon oft zu sprechen kam, in den USA wie folgt:

Während es also den Abolitionisten gefiel, an die Befreiung und Verbesserung der Neger zu glauben, so gefiel es ihnen ebenso zu glauben, daß die Südstaatler mit Gewalt bestraft und korrigiert werden mußten. Mit dem Ende des 19. Jahrhunderts wandte sich der religiöse Eifer der gebildeten Klasse der Sozialreform zu: Sie waren sicher, daß der Mensch verbessert werden konnte, zumal er bloßer Teil der evolutionären Natur ist, und daß die am höchsten entwickelten Menschen die Verbesserer selbst wären. So begann die progressive Ära. Als Woodrow Wilson 1914 gefragt wurde „können Sie denn von nichts die Finger lassen?“, antwortete er: „Ich lasse von all jenem die Finger, von dem Sie mir beweisen können, daß es sich nicht von selbst in die falsche Richtung bewegt, aber ich werde von nichts die Finger lassen, bei dem ich sehe, daß es abwärts geht.“ Wilson sprach für jene Tausenden wohlhabender Amerikaner, die sich an den Heilquellen von Chautauqua und Lake Mohonk trafen. An solchen Gewässern der oberen Mittelschicht träumten Progressive, die sich selbst für das Vorbild und die

Reformer der Welt hielten, große Träume des Schaffens von Ordnung, Gerechtigkeit und Frieden zu Hause und in aller Welt. Sie standen auch offen zu ihrem Verlangen nach Macht. Wilson war der erste amerikanische Politiker, der argumentierte, daß es ein Fehler der Gründerväter gewesen wäre, der US-Regierung die Macht vorenthalten zu haben, die amerikanische Gesellschaft umzugestalten. Wilson war auch nicht der letzte, der ein fremdes Land (Mexiko) überfiel, um „ihnen beizubringen, die richtigen zu wählen“. Der 1. Weltkrieg und das darauf folgende Chaos im In- und Ausland diskreditierten die Progressiven in den Augen des amerikanischen Volkes. Ihre internationalen Pläne hatten Blutvergießen verursacht und versprochen mehr davon. Ihre Innenpolitik hatte das Leben der Amerikaner nicht verbessert, aber sie Willkürherrschaft schmecken lassen, inklusive der Prohibition. Die Progressiven hingegen waren zufrieden, das Scheitern ihrer Pläne der Rückständigkeit des amerikanischen Volkes, einem tieferen Mangel Amerikas zuzuschreiben. [...] So begannen die Progressiven, auf die Masse herabzusehen, sich selbst als Pioniere zu betrachten und im Ausland nach Beispielen zu suchen, die sich kopieren ließen. Die kulturelle Kluft zwischen der „gebildeten Klasse“ und dem Rest des Landes ging in der Zwischenkriegszeit

auseinander. Einige Progressive wurden Mitglied der „Pioniere des Proletariats“, der Kommunistischen Partei. Viele mehr empfanden tiefe Sympathie für Sowjetrußland, wie auch für das faschistische Italien und Nazi-Deutschland. Nicht nur *Nation*, sondern auch die *New York Times* und *National Geographic* fanden viel Nachahmenswertes in diesen Regimen, weil sie versprachen, die Gewohnheiten ihrer Völker energisch hinter sich zu lassen und den „neuen Menschen“ zu schaffen. Schließlich war unsere gebildete Klasse verbittert über Amerika. [...] Franklin Roosevelt brachte die Chautauqua-Klasse in seine Regierung und leitete den Prozeß ein, der sie zu Herrschern machte. Roosevelt faßte Amerikas Probleme in technokratische Begriffe. Diese Probleme sollten durch einen „*brain trust*“ gelöst werden, den er selbst zusammenstellte. Seine *New Deal*-Lösungen – die Buchstabensuppe „unabhängiger“ Behörden, die Amerika seither verwalten – machten viele Progressive zu mächtigen Bürokraten und dann Lobbyisten. Wie man so schön sagt: Sie kamen nach Washington, um Gutes zu tun, und blieben, um sich Gutes zu tun [*they came to Washington to do good, and stayed to do well*]. Mit ihrer Zahl und ihrer gefühlten Wichtigkeit wuchs auch ihre Abneigung gegenüber dem gemeinen Volk. Da sie sich selbst für „wissenschaftlich“

hielten, versuchte diese progressive Klasse den Unterschied zu ihren Nachbarn in „wissenschaftliche“ Begriffe zu packen. Der ausgeklügeltste Versuch war Theodor Adornos vielgerühmtes Werk *Die autoritäre Persönlichkeit* (1948). Er erfand eine Reihe von Kriterien, nach denen man persönliche Eigenschaften definieren, reihen und nach ihrer Intensität auf der sogenannten „F-Skala“ (F für Faschist) bemessen konnte, interviewte Hunderte Amerikaner und schloß, daß die Mehrheit jener, die nicht sozialdemokratisch dachten, latente Faschisten waren. [...] John Kenneth Galbraiths Charakterisierung von Amerika als „privatem Wohlstand inmitten öffentlicher Armut“ (*The Affluent Society*, 1958) hat die Beschwerden unserer Besten und Klügsten zusammengefaßt: Sich selbst überlassen, zersiedeln die Amerikaner das Land und erfordern Energie, um sie zu Jobs und Kaufhäusern zu transportieren. Amerikaner fahren große Autos, essen viel Fleisch und andere ungesunde Dinge, gehen zum Arzt, wann immer sie Lust haben. Die Amerikaner denken, es ist gerecht, ihr verdientes Geld auszugeben, um ihre privaten Begierden zu befriedigen, obwohl die herrschende Klasse weiß, daß es gerechter ist, die Gemeinschaft und den Planeten zu verbessern. Die herrschende Klasse weiß, daß die Amerikaner lernen müssen, dichter beisammen und nä-

her beim Arbeitsplatz zu wohnen, kleinere Autos zu fahren, ihr Leben zu ändern, um weniger Energie zu verbrauchen, ihre Eßgewohnheiten zu verändern [...], daß sie mehr von ihrem Geld hergeben müssen, um andere Menschen, Kulturprojekte und Weltrettungspläne zu unterstützen, die die herrschende Klasse für wertvoller hält. Daher sind steigende Steuerlast und einschränkende Vorschriften die wesentlichen Hebel, mit denen die Amerikaner verbessert werden können (und, ja, durch die die herrschende Klasse auch ernährt wird und wächst).¹²

Die Besserung der Menschen

Das erwähnte Chautauqua, nach dem bei Codevilla gar kurz von einer Chautauqua-Klasse die Rede war, entspräche am ehesten einer Mischung aus dem österreichischen Alpbach und einer Attac-Sommerakademie; wobei die Chautauqua-Bewegung allerdings wesentlich breiter war. Codevillas Artikel stieß auf viel Beifall, manche loben ihn dafür als den neuen Thomas Paine. Paine hatte einst mit seinem Traktat *Common Sense* (Hausverstand) eine heftige Polemik verfaßt, die zu den

größten Funken hinter der amerikanischen Revolution (genauer: Rebellion) zählte.¹³

Ist die *Tea Party*-Bewegung so wie ihr historisches Vorbild, die *Boston Tea Party*, das Vorzeichen einer zweiten amerikanischen Revolution, wie sie dieser Tage oft auf den Straßen der USA eingefordert wird? Der europäische Massenmedienkonsument wundert sich nun zu Recht darüber, davon bisher kaum etwas gehört zu haben. Ich glaube nicht an Revolutionen, auch nicht an den Mythos der amerikanischen, darum hält sich meine Begeisterung in Grenzen. Codevillas Traktat ist so einseitig wie das von Paine; wäre es das nicht, hätte es auch kaum Wirkung. Wie Paine ruft er demokratische Motive an gegen die Herrschaft einer Minderheit. Würde die Mehrheit an den bestehenden Hebeln innerhalb der bestehenden Strukturen besser agieren? Das darf bezweifelt werden. Alles, was ihr die gebildete Minderheit vorhält, jene Suada, die Codevilla oben zitierte, hat ja doch auch seine Berechtigung. Als Ge-

genreaktion auf die Sozialingenieure predigt er Selbstgerechtigkeit: die Unschuld der Massen.

Die Verbesserung der Menschen zum Ziel zu haben, ist schon seit Menschengedenken Motiv politischer Eliten, keine moderne Erfindung. Aristoteles schreibt in der Nikomachischen Ethik, das Ziel der Staatskunst (die deutsche Übersetzung des griechischen Wortes Politik) sei, bei den Menschen eine moralische Neigung hervorzubringen:

Diese [die Staatskunst] aber trifft ganz besonders Anstalten dafür, die Bürger zu formen, d.h. sie gut zu machen und fähig zu edlem Handeln. [...] Dann muß aber selbstverständlich der Staatsmann in gewissem Umfang vom Seelischen Kenntnis haben, genauso wie der Arzt, der die Augen heilen will, den Körper als Ganzes kennen soll, – der erstere um so mehr, je weiter die Staatskunst an Geltung und Wert die Kunst des Arztes überragt.¹⁴

Codevilla läuft hier eben in die Irre, das den heutigen „Politikern“ abzukaufen – zusätzlich zur allergrößten Täuschung, es handle sich bei jenen überhaupt um Politiker dem Wortsinn nach. Man nehme sich ein

Beispiel an Plato, der die Kriterien seiner Zeit auch wirklich anwendet. Wenn also die Aufgabe des guten Staatsmannes wirklich die Besserung der Bürger sei, so müsse man sie eben daran messen. Er nimmt sich die populärsten Politiker heraus und prüft:

Wenn das der Fall ist, so hat offenbar jeder von ihnen die Bürger aus schlechteren Menschen zu besseren gemacht? [...] Als demnach Perikles vor dem Volke aufzutreten begann, waren die Athener schlechter als bei seinem letzten Auftreten? [...] ob nach der allgemeinen Meinung die Athener durch Perikles gebessert worden sind, oder ob sie nicht ganz im Gegenteil von ihm verdorben worden sind? Denn ich höre das behaupten, Perikles habe die Athener träge, feig, schwatzhaft und geldsüchtig gemacht, indem er sie zuerst auf Besoldung anwies. [...] Gewiß, wenn ein Hüter von Eseln oder Pferden und Ochsen sich so zeigte, würde er für schlecht gelten, wenn er nämlich die Tiere empfangen hätte, ohne daß sie ausschlugen, stießen und bissen, und nachher zeigten sich alle diese Fehler an ihnen infolge von Verwilderung. Oder soll das nicht eine schlechte Zucht sein, wenn einer, was es für Tiere sein mögen, sie ziemlich zahm empfangen, aber wilder abgeliefert hätte, als er sie

empfang? [...] Und doch hat er sie wilder gemacht, als er sie empfing, und zwar gegen ihn selbst, was er gewiß am wenigsten wollte.

Du nennst mir nur Diener und Menschen, die für die Befriedigung von Begierden sorgen, aber gar nichts Tüchtiges davon verstehen, die wohl, wie sich's trifft, die Leiber der Menschen anfüllen und dick machen und von ihnen dafür gelobt werden, aber am Ende auch ihr ursprüngliches Fleisch noch verderben werden. Diese werden jedoch aus Unkenntnis nicht ihre Speisemeister als die Urheber ihrer Krankheiten und des Abfalls ihres alten Fleisches beschuldigen, sondern diejenigen, welche dann zufällig gerade da sind und ihnen einen Rat erteilen, wenn nämlich die damalige Anfüllung nach viel späterer Zeit eine Krankheit im Gefolge führt, weil sie ohne Rücksicht auf Gesundheit geschah. Diese also werden sie beschuldigen, tadeln und, wenn sie es vermögen, mißhandeln; jene früheren Urheber ihrer Leiden aber werden sie preisen. Du, lieber Kallikles machst es jetzt geradeso: Du preisest Menschen, welche die hiesigen Bürger mit Speisen gefüttert haben, nach denen sie Lust hatten, und darum sagt man, sie hätten die Stadt groß gemacht. Daß aber der Staat durch die Schuld der alten

Staatsmänner aufgedunsen und innerlich vereitert ist, merkt man nicht.¹⁵

Der Stil mag altertümlich sein, der Inhalt ist jedoch von beeindruckender Aktualität. Ich pflichte Codevilla bei, daß die „herrschende Klasse“ seit geraumer Zeit ein pädagogisch-therapeutisches Auftreten und Selbstverständnis an den Tag legt. Doch, wenn wir sie daran messen, müssen wir erkennen, daß es sich entweder um Lügner handeln muß oder um unfähige Quacksalber. Wenn wir dies ein wenig anders formulieren, klingt es sanfter und nachvollziehbar: Da gibt es jene, die nicht wissen, was sie tun, und jene, die wissen, daß sie nicht anders können.

Den „Politikern“ würde ich nicht vorwerfen, daß sie Menschen verbessern wollten. Vorzuwerfen ist ihnen, daß sie die Menschen immer schlechter machen. Ihre Rezepte zur Armutsbekämpfung vergrößern die Armut. Ihre Rezepte zur Bildung vergrößern die Dummheit. Ihre Rezepte für Frieden entfachen Krieg. Ihre Rezepte für Toleranz säen Haß. Das liegt nicht an individueller

Dummheit, also an den falschen Politikern, sondern ist systemimmanent. Es liegt am modernen Massenstaat. Um diesen besser zu verstehen, finden Abonnenten dieser Ausgabe der Scholien eine ausführliche Analyse beigelegt.¹⁶ All der Unfug, der „politisch“ fabriziert wird, wäre auch für durchschnittlich intelligente Menschen sofort erkennbar, wenn er sich in den kleinen Dimensionen menschlicher Gemeinschaften abspielte. Im komplexen Netz nationaler und globaler Sachzwänge blendet die Gottspieler ihre Hybris.

Im diesem komplexen Netz ist jeder „Politiker“ ein Seiltänzer, der sein ganzes Augenmerk darauf legen muß, nicht abzustürzen. All sein „Pragmatismus“ gilt seinem stets bedrohten Stand, darum hat er für den Stand der anderen auch wenig Achtung übrig. (Zu dieser Bedeutung von Stand und dessen Beziehung zum Staat siehe die erwähnte Analyse.)

Massentrends

Besonders schwerwiegend ist auch die Täuschung, der viele *libertarians* erliegen: daß die Massenbewegung der *Tea Party* Folge ihrer Bemühungen ist und endlich eine individualistische Reaktion auf den Staatssozialismus darstellt. Auch zahlreiche *Neocon*-Organisationen versuchen nun auf die Bewegung aufzuspringen und sehen diese als Beleg, daß *grassroots*-Arbeit das Wichtigste wäre. Schon seit geraumer Zeit ist das *Astroturfing* in US-Think Tanks ein geflügeltes Wort. Dieser Begriff leitet sich von einem Markennamen für Kunstrasen ab und bezeichnet Versuche, künstliche Graswurzelsbewegungen zu schaffen. Die Demokraten wiederum täuschen sich gewaltig, daß die *Tea Party*-Bewegung nun das Resultat republikanischer Bemühungen in dieser Richtung wäre.

Als ich vor vielen Jahren bei der *Heritage Foundation*, der führenden neokonservativen Denkfabrik, zu Gast war, schenkte man mir ein Buch des Bestseller-Autors

Malcolm Gladwell: *The Tipping Point*.¹⁷ Dieses Buch sollte ich mir zu Herzen nehmen und mit der gewonnenen Erkenntnis doch in Österreich die Dinge zum Besseren wenden. In dem Buch wird beschrieben, wie sich Massenphänomene vermeintlich steuern lassen. Was entscheidet darüber, wann etwas zum Hype wird? Gladwell gibt freilich keine wirklich brauchbaren Rezepte, vermittelt aber, basierend auf Pop-Wissenschaft, den Eindruck, daß große gesellschaftliche Umwälzungen quasi per Knopfdruck erfolgen können, wenn man den richtigen Punkt ertastet, der alles zum Kippen bringt (*tipping point*). Dazu müsse man *opinion leaders* ausfindig machen, sogenannte *early adopters*, die so *hip* sind, daß sie von anderen kopiert werden.

Dieser Zugang löst eine ganz falsche Orientierung aus. Vermutlich trägt der dadurch bedingte Pragmatismus, der auf Massenwirksamkeit durch Konzentration auf aktuelle Eliten setzt, Mitschuld daran, daß über die Jahre eine neokonservative Gleichschaltung der meisten Denkfabriken erfolgte, die nicht der Sphäre der Demo-

crats zuzurechnen sind. Noch dazu liegt Gladwell vollkommen falsch: Die Masse verhält sich viel erratischer als er annimmt. Diejenigen, die sich in der Masse durchsetzt, bilden sich so in der Regel viel zu viel darauf ein. Alle lesen Gladwell, weil alle Gladwell lesen. Liegt das wirklich daran, daß Gladwell den *tipping point* erastet hat? Daß seine Bücher *opinion leaders* überzeugt haben?

Duncan Watts stellte ein Experiment an, um herauszufinden, was an dieser These dran ist. Dazu entwickelte er eine Online-Plattform für das Herunterladen von Musik. Diese füllte er mit 48 Liedern von noch unentdeckten Musikern und mit 14.000 Hörern. Einige davon wurden gebeten, die Lieder nach ihren eigenen Präferenzen zu bewerten, ohne die Meinungen anderer zu sehen. Die anderen Teilnehmer wurden einer von acht Gruppen zugeteilt, in denen jeder sehen konnte, wie die anderen bewerteten. In der ersten, „nicht-sozialen“ Gruppe gab es relativ ausgeglichene Bewertungen. In den acht „sozialen“ Gruppen zeigte sich ein

ganz anderes Verhalten: Hypes. Einige wenige Lieder wurden extrem populär, andere wurden vollkommen ignoriert. Nun die überraschende Erkenntnis: In jeder der acht Gruppen waren gänzlich andere Lieder an der Spitze. Das Lied, das in der einen Gruppe zum Hype wurde und von nahezu jedem heruntergeladen wurde, hatte in einer anderen Gruppe fast keine Hörer. Watts konnte keinen Zusammenhang zwischen irgendwelchen objektiven Faktoren und der Auswahl finden. Diejenigen Lieder, die zufällig die ersten positiven Bewertungen erhielten, zogen weitere positive Bewertungen magnetisch an. Duncan Watts schließt daraus:

Wenn die Gesellschaft bereit ist, einen neuen Trend anzunehmen, kann ihn nahezu jeder auslösen – und wenn sie dazu nicht bereit ist, dann kann es nahezu keiner.¹⁸

Individualistische USA?

Der „Trend“, der sich in den USA aktuell wieder einmal Ausdruck verschafft, bisher aber immer wieder im Rahmen des politischen Systems kanalisiert werden konnte, ist uralte. Seit dem Ende des 18. Jahrhunderts

sind die USA eine geteilte Nation: der eine Teil eher ländlich, evangelikal-protestantisch, lokal verankert, der andere eher individualistisch, kommerziell, urban, säkular, elitär. Wenn sich 18% der Tea Party-Bewegung zurechnen, zeigt dies die Kraft von simplen Aufhängern für generellen Unmut im Medienzeitalter. Der Unmut besteht darin, daß der „rückständige“ Teil der USA eben nicht bloß von einem messianischen Kandidaten aus dem Weißen Haus verdrängt wurde, sondern diesem Bevölkerungsteil langsam bewußt wird, daß sie schon viel länger und viel weitgehender verdrängt wurden. Ihre Instrumentalisierung durch die Republikanische Partei hatte sie darüber hinweggetäuscht. Motive, die bei den *libertarians* Ausgang fanden, liegen der *Country Class* gerade zufällig nahe, weil die Kritik an der Geldpolitik antikommerzielle, antiurbane Konnotationen hat. So auch die Boston Tea Party; um so paradoxer, daß *libertarians* die Vernichtung von Privateigentum durch einen manipulierten Mob als Bezugspunkt wählten (als Indianer verkleidete Siedler versenkten eine

Ladung Tee, um dem britischen Verwaltungsbeamten die Grundlage für die Erhebung der Einfuhrsteuer zu nehmen). Aber wie man sieht, eignet sich das dank staatlichem Geschichtsunterricht eingeblaute Ereignis gut als kollektiver Ankerpunkt im Volksgeist.

Der Individualismus der *libertarians* stellt sie jedoch zwischen die zwei Lager. Daß die USA Heimstätte des Individualismus wären, ist ein Mythos. Die ursprünglichen Siedlungen in den USA waren durchwegs kollektivistisch, die Größe des Landes und Vielgestaltigkeit der Siedlungen schufen jedoch entscheidende Freiräume, die diesen Kollektivismus entschärften. Um die europäische Einschätzung der USA etwas zurechtzurücken, empfehle ich das bemerkenswerte Buch *The Myth of American Individualism* von Barry Shain. Er zitiert die Repräsentanten von Berkshire County als typische Amerikaner ihrer Zeit mit der gegen Ende des 18. Jahrhunderts getätigten Aussage: Die Mehrheit ist wertvoller als die Minderheit, und das kollektive Glück

ist daher dem Glück von Individuen vorzuziehen. Shain weiter:

Das soziale und politische Denken Amerikas im 18. Jahrhundert erlaubte, forderte es sogar, daß die Öffentlichkeit bei der Verfolgung des Gemeinwohls in manchmal illiberaler Weise die Unterordnung und auch Opferung individueller Rechte erzwang.¹⁹

Nun mag es nicht überraschen, daß vor einigen Jahrhunderten individuelle Rechte noch wenig galten. Entscheidend ist der Vergleich. Beobachtern erschien die „Demokratie“ in den amerikanischen Siedlungen oft unerträglich: lynchende Mobs waren keine Seltenheit, das Mehrheitsregime war besonders unduldsam. Reiseberichte von Briten des 19. Jahrhunderts berichten angewidert von den barbarischen Mehrheitsregimen, die in den USA kein Korrektiv durch König oder Adel fanden. Es ist tatsächlich so, und das mag viele überraschen, daß unmittelbar nach der amerikanischen Rebellion die persönliche Freiheit zum Teil drastisch abnahm. Die Rebellion wurde nicht im Namen individu-

eller Freiheit ausgefochten, sondern im Namen der Selbstbestimmung religiös-sektiererischer kollektivistischer Kommunen. Die historische Erfahrung zeigt, daß es Minderheiten in demokratischeren Regimen fast immer schlechter ergeht als in monarchischen. Es waren meist Könige, die Juden, Hugenotten oder andere Minderheiten vor den Mehrheiten schützten.

Daß Amerika trotzdem heute wie damals als Hochburg des Individualismus gilt, mag auf ein Mißverständnis der Europäer zurückzuführen sein, wie Shain überzeugend darlegt. Das Wort *individualism* fand nämlich in die englische Sprache überhaupt erst Eingang, nachdem es aus dem Französischen übernommen wurde. Alexis de Tocqueville beschrieb diesen *individualisme*, den er in den USA zu beobachten vermeinte, so:

*L'individualisme est un sentiment réfléchi et paisible qui dispose chaque citoyen à s'isoler de la masse de ses semblables et à se retirer à l'écart avec sa famille et ses amis; de telle sorte que, après s'être ainsi créé une petite société à son usage, il abandonne volontiers la grande société à elle-même.*²⁰

Der Individualismus ist eine besonnene und friedliche Einstellung, die den Bürger dazu bewegt, sich und seine Familie und Freunde von der Masse abzutrennen; sodaß er, nachdem er auf diese Weise eine kleine Gesellschaft nach seinem Bedarf geschaffen hat, gerne die große Gesellschaft sich selbst überläßt.

Dieser *individualisme* beschreibt also nichts anderes als den schon erwähnten kleinräumigen Kommunalismus der frühen USA. Die versprengten Kommunen müssen einem europäischen Beobachter, der zentralistischen Absolutismus gewohnt war, in der Tat geradezu „anarchistisch“ vorgekommen sein. Und dies war auch die Bedeutung, in der die Franzosen damals *individualisme* verwendeten: Anarchismus im Sinne des typisch französischen Konflikts zwischen dominantem Zentralstaat und verschrobenen Charakteren, die sich diesem entziehen wollen. Mit Individualismus im modernen Sinne hat dies freilich gar nichts zu tun; die „kleinen Gesellschaften“ waren durchwegs streng kollektivistisch. Dies wird deutlich, wenn der Frühliberale de Tocqueville genau diesen *individualisme* aus individua-

listischer (!) Perspektive kritisiert. Die Eigenbrötelei der Kommunen würde einer Kommerzialisierung und individueller Autonomie im Wege stehen. Als scharfer Beobachter erkannte er, daß die Autonomie des Einzelnen in den USA wenig zählte, daß vielmehr die Mehrheit die entscheidende Bezugsgröße wäre. Er schreibt:

En Amérique, la majorité trace un cercle formidable autour de la pensée. Au-dedans de ces limites, l'écrivain est libre; mais malheur à lui s'il ose en sortir. [...] L'Inquisition n'a jamais pu empêcher qu'il ne circulât en Espagne des livres contraires à la religion du plus grand nombre. L'empire de la majorité fait mieux aux États-Unis: elle a ôté jusqu'à la pensée d'en publier.²¹

In Amerika errichtet die Mehrheit einen unüberwindlichen Wall um ihre Weltanschauung. Innerhalb dieser Grenzen ist der Schriftsteller frei; aber wehe er wagt es, diese zu überschreiten. [...] Die Inquisition in Spanien war nie imstande, die Verbreitung von Büchern zu verhindern, die der Religion der Mehrheit entgegengesetzt waren. Die allmächtige Herrschaft der Mehrheit in den Vereinigten Staaten

arbeitet besser: sie erstickt schon den Gedanken, überhaupt welche zu veröffentlichen.

Leopold Kohr, ein Denker, der die Selbstverwaltung im Kleinen stets gegen die Anmaßungen von oben in Schutz nahm, warnt ebenso kritisch, dies nicht als Freibrief für die schiere Mehrheit zu mißverstehen:

In allen Ländern und zu allen Zeiten hat die Öffentlichkeit bewiesen, daß sie der unzuverlässigste Wächter der Freiheit des einzelnen gegen die Tyrannei ist, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie selbst der schlimmste – weil mächtigste – aller Tyrannen ist.²²

Er schließt daraus, zumal er den Begriff „Demokratie“ nicht seinen Gegnern überlassen will:

Das bedeutet, daß eine wirklich demokratische Regierung nicht eine solche für das Volk, sondern eine Regierung gegen das Volk und für den einzelnen ist.

Den vermeintlichen Widerspruch, dem „einfachen Menschen“ zugetan zu sein und ihm möglichst viel Verantwortung zumuten zu wollen, und doch vor dessen Beschränktheit und Konformismus zu warnen, löst

auch Kohr damit auf, den Einzelmenschen vom Durchschnittsmenschen zu unterscheiden:

Das heißt, daß der Staatsbürger, der früher in jeder demokratischen Gesellschaft herrschte, immer mehr zum Diener einer neuen Gemeinschaftsform wird, deren Vertreter nicht mehr der Einzelmensch ist, sondern der Durchschnittsmensch – der niedrigste gemeinsame Nenner, von dem Ortega y Gasset so treffend sagte, er wäre für die Geschichte das, was für die Erdkunde der Meeresspiegel.

Der Durchschnittsmensch tritt in der Masse auf, als *hombre-masa*, wie ihn Ortega y Gasset nannte:

*el hombre-masa ve en el Estado un poder anónimo, y como él se siente a sí mismo anónimo — vulgo — , cree que el Estado es cosa suya. [...] el hombre-masa cree, en efecto, que él es el Estado, y tenderá cada vez más a hacerlo funcionar con cualquier pretexto, a aplastar con él toda minoría creadora que lo perturbe; que lo perturbe en cualquier orden: en política, en ideas, en industria.*²³

Der Massenmensch sieht im Staat eine anonyme Macht, und da er sich selbst anonym fühlt, glaubt er, daß der Staat seine Sache sei. [...] Der Massenmensch glaubt in der Tat, daß er selbst der Staat sei, und neigt immer mehr dazu, mit

dem Staat unter jedem beliebigen Vorwand jede schöpferische Minderheit platt zu walzen, die ihn stört – ob in der Politik, im Bereich der Ideen oder in der Wirtschaft.

Diskreditierung

Diese Mehrheit ahnt nun aber, daß sie in der Politik schon lange nicht mehr das Sagen hat. Eine Minderheit von Akademikern, Journalisten bestimmen mitsamt des modernen Behördenapparats und seines riesigen Vorfelds von „NGOs“ und Lobbies die Politiken. Die zwei Großparteien ähneln sich mehr und mehr. Ogden Nash prägte die zutreffende Formel:

Some politicians are Republican, some Democratic

And their feud is dramatic.

But except for the name

They are identically the same.²⁴

Manche Politiker sind Republikaner, andere Demokraten, und dramatisch ist ihr Streit.

Doch abgesehen von ihrem Namen sind sie vollkommen gleich.

Manchmal überwiegt der Frust dieser Mehrheit und populistische Politiker gewinnen plötzlich stark an Popularität, bis diese unvermeidlich diskreditiert werden und ihre Anhängerschaft zu obskuren Spinnerfraktionen schrumpft. Dies ist unvermeidlich, weil der öffentliche „Kredit“ medial und akademisch kontrolliert wird. Populistische Bewegungen haben immer krude, übertriebene, emotionale, undifferenzierte Aspekte, die leichte Aufhänger für Diskreditierung bieten. Dafür sind zahlreiche Fallen aufgestellt, die konzertierte Empörung auslösen, wenn das Massen-Rhinozeros hineintappt.

Joseph McCarthy ist ein Beispiel dafür; einst sehr populär, ist er heute vollkommen diskreditiert. Er hatte geglaubt, daß jene, die gegen das Bauchgefühl der amerikanischen Mehrheit Politik machten, außeramerikanische Sponsoren haben mußten. Das war ein verheerender Irrtum: McCarthy erklärte nicht bloß sozialistischen Verschwörern, sondern dem gesamten Establishment des akademisch-medial-behördlichen Kom-

plexes den Krieg, ohne dies zu ahnen; sein McCarthyism mußte so als groteske Inquisition erscheinen. Ein Korrektiv des öffentlichen Bildes bietet ein gut recherchiertes Buch von M. Stanton Evans.²⁵

Ein Beispiel aus Großbritannien ist Enoch Powell. Dessen Ansagen fanden so viel Anklang bei der dortigen *Country Class*, daß eine Zeitlang eine große Mehrheit hinter ihm stand. Powell ist heute noch stärker diskreditiert als McCarthy, insbesondere als „Rassist“, da er den Unmut gegenüber der Zuwanderung kanalisierte. Auch in den USA ist Zuwanderung ein großes Politikum, anhand dessen sich am deutlichsten die *Ruling* von der *Country Class* unterscheiden läßt. In einem direktdemokratischen Regime auf der unmenschlichen Ebene des riesigen Zentralstaates würden sich leicht Mehrheiten finden lassen, nicht nur die Grenzen dicht zu machen, sondern Menschen zu deportieren und, wenn sie sich nicht deportieren lassen, in Lager zu sperren. Die Amerikaner waren die ersten, die einst Konzentrationslager errichteten. Langsam beginnt

sich die *Ruling Class* wieder zu Recht vor der *Country Class* zu fürchten.

Sobald man sich auf der Ebene des modernen Massenstaates befindet, gelten plötzlich andere Regeln. Auch Ideen, die im Kleinen wunderschön erscheinen, werden auf die Massendimension aufgeblasen zu gräßlichen Zerrbildern. Kaum jemand hat dies mehr betont als der eben zitierte Leopold Kohr, doch auch er war nicht davor gefeit, im Kontext moderner Massen-„Politik“ gelesen zu werden. Einer seiner Schüler wurde Präsident und versuchte, Kohrs Denken umzusetzen: Kenneth David Kaunda. Von 1964 bis 1991 war er der erste Präsident Sambias. Seinem Programm gab er den schönen Namen „Sambischer Humanismus“. Das Ergebnis war leider ganz fürchterlich. Kohr ist daran unschuldig; aber als ein „Politiker“ seine Ideen auf nationaler Ebene umsetzen wollte, wurde daraus: National-Sozialismus. Das liegt natürlich nicht daran, daß Kohr ein verkappter Rechter war; er rechnete sich, so wie Kaunda selbst, stets der Linken zu. Gut, der treue Leser, kichert schon

angesichts dieser Feststellung. Kohrs Kommerzkritik wurde, auf massenpolitische Rezepte aufgebläht, zu Sozialismus, seine Betonung der Gemeinschaft wurde zu Nationalismus. Das ernüchtert; mahnt aber auch zur Vorsicht.

LaRouchies

Ein Beispiel für den US-Populismus, wie er stets im Hintergrund gärt, ist auch in Deutschland bekannt. Der umtriebige Polit-Unternehmer Lyndon LaRouche baut seit Jahrzehnten mit bewundernswerter Ausdauer an einem Netz von politischen Bewegungen, die den Unmut der Mehrheitsbevölkerung artikulieren sollen. Da er eine Deutsche heiratete, gibt es auch in Deutschland einen Ableger: Die *Bürgerrechtsbewegung Solidarität*, kurz Büso. Rainer Tuppinger und unser neuer Unterstützer Hans-Jürgen Stepbach machten mich auf diese aufmerksam und baten um eine Diskussion derselben. Ich habe LaRouche selbst vor vielen Jahren zufällig in den USA getroffen. Mich beeindruckte er damit, voll-

kommen unbeeindruckt davon zu sein, allerorts als Spinner zu gelten. Die Standhaftigkeit, mit der er und seine Anhänger sich auf die Straße stellen, Material verteilen und das Gespräch mit Passanten suchen, mag in der Tat den Eindruck einer Sekte erwecken. Im kurzen Gespräch schien er seine Sache jedenfalls sehr ernst zu nehmen.

LaRouche gehört zu den idiosynkratischen Denkern. Das griechische Wort Idiosynkrasie bedeutet „eigene Mischung“, mit Betonung auf „eigen“. Idiosynkrasie weist fast immer auf besondere Originalität, geht aber über die Originalität hinaus. Nicht nur die Ansätze sind dabei „eigen“, sondern auch die Sprache, die Struktur, die Auswahl. Idiosynkratische Denker fügen sich in keine Denktradition, ihre Eigenheiten nehmen sie besonders wichtig. Das kann pathologische Züge annehmen: das Phänomen des ewig verkannten Propheten. Ich habe schon sehr viele Menschen dieses Schlags kennengelernt; durchwegs kluge Köpfe. Meist denken sie in großen Systemen; ihre eigene, sehr subjektiv ge-

färbte Artikulation verwechseln sie dabei mit der einzig möglichen Lesart der Realität. Der eine ist begeistert von Bienen und erklärt alles in ausgefeilten Bienenstock-Allegorien, der andere hatte mal einige Semester Chemie studiert und will die Welt nun stöchiometrisch erfassen. Das idiosynkratische Denken geht dabei über die gelegentliche Allegorie zur Illustration hinaus und verallgemeinert das Beispielhafte, Anekdotische, Spezifische.

Einen großen Vorteil hat die Idiosynkrasie allerdings heute: Sie entfremdet diese Denker dem akademischen Betrieb. Das ist zwar für ihre Lebensentwürfe oft bitter, für ihr Erkenntnispotential allerdings förderlich. Denn der heutige Mainstream in den Sozialwissenschaften hindert die Erkenntnis. Der Mainstream nennt idiosynkratische Denker in den USA *cranks*: Spinner, im harmlosen Sinne der Verschrobenheit. Besagte Eigenart führt zu einer sehr eigenen Auswahl von Argumenten, Fakten, Indizien, die eben weil sie eigen ist, auch frem-

de Filter vermeidet – insbesondere die des akademischen, medialen und politischen Mainstreams.

LaRouches Spleens sind Physik und Geometrie, die er auch dort zur Deutung der Welt bemüht, wo sie nur allegorische Verwendung finden dürften. Es kann nicht jeder das Rad neu erfinden, idiosynkratische Denker vermeinen das jedoch überall zu tun. Seine Schriften sind in hohem Maße repetitiv und haben eine ganz besondere Eigenart: Sie verbinden sehr leicht lesbare Polemiken gegen die Politik der Gegenwart mit schwierigen, sophistischen Darlegungen, die sich meist um Epistemologie, Geometrie und Physik drehen. Einen guten Einblick in diesen seltsamen Stil gibt ein Text, der die aktuelle Ökonomie kritisieren möchte, sich aber zunehmend in Passagen verliert wie:

Therefore, we must add the Leibniz-Bernoulli construction of the catenary-cued principle of universal physical least action, and its complement, Leibniz's original (pre-Euler) discovery of natural logarithmic functions.

Look ahead from those precedents, to add Riemann's emphasis on his use of what he defined as his Dirichlet's Principle, in his developing the notion of physical hypergeometries. Adduce the notion of a universal physical principle exemplified by these elementary cases, and apply that notion of a physical principle, so illustrated, to the domain of that physical economy which is the reality for which the financial economy is merely a shadow.

See that the elementary expression of the relevant class of non-linear forms of action, is Leibniz's catenary-cued universal physical principle of least action, as this explicitly dynamic notion of generalized mathematical-physical function was developed further through the work of Carl F. Gauss, Bernhard Riemann, and their associated circles in science. All competent representation of the physical characteristics of actual economic-social processes, are expressions of the Gauss-Riemann outgrowths of Leibniz's universal principle of physical least action.²⁶

Dabei liest sich LaRouche wie ein eben aufgetauter Renaissance-Gelehrter, was ich ganz wunderbar finde. Für lebendige Fossilien habe ich wiederum ein Faible. LaRouches Intellekt ist brillant, erweckt aber den Ein-

druck, sich selbst immer wieder zu überdribbeln, denn niemals scheint er wirklich die Ruhe zu haben, in die Tiefe zu gehen. Ein ehemaliger Weggefährte beschreibt ihn so:

LaRouche hatte ein riesiges Ego. Davon überzeugt, ein Genie zu sein, verband er seine starke Überzeugung in seine eigenen Fähigkeiten mit einer Arroganz, wie man sie bei der Oberschicht Neuenglands findet. Er ging davon aus, daß die Bemerkung im Manifest der kommunistischen Partei, daß „ein kleiner Teil der herrschenden Klasse sich von ihr lossagt und sich der revolutionären Klasse anschließt“ spezifisch für ihn geschrieben war. Und er glaubte, daß die Arbeiterklasse sich glücklich schätzen dürfte, seine Dienste zu erhalten. LaRouche hatte die bewundernswerte Fähigkeit, jedes Weltereignis in einen größeren Kontext zu setzen, was dem Ereignis zusätzlich Bedeutung zu verleihen schien. Doch sein Denken war schematisch und zeigte einen Mangel an faktischen Details und Tiefe. Es war widersprüchlich. Seine Erklärungen kamen etwas zu sehr wie aus der Pistole geschossen und sein Geist arbeitete so schnell, daß ich stets den Verdacht hatte, sein bestimmtes Auftreten überdecke seine Oberflächlichkeit. Er hatte eine Antwort auf alles. Be-

sprechungen mit ihm erinnerten mich an ein Gesellschaftsspiel: Präsentiere ein Problem, egal wie unbedeutend, und im Handumdrehen erträumt LaRouche die Lösung.²⁷

Doch LaRouche ist nicht nur Denker, sondern vor allem politischer Publizist und Aktivist. LaRouche begann am äußersten „linken“ Rand – eine ganz natürliche Ausgangsposition für jemanden, der am Puls populären Unmuts gegen „die da oben“ steht. Mittlerweile gilt er als „Faschist“. Sein Denken hat sich dabei nicht wesentlich geändert. Seine Rezepte sind nachwievor eher etatistisch; seine Ökonomie vulgär-keynesianisch.

Dabei ist LaRouche der beste Beleg dafür, daß Codevillas Analyse bei aller Überzeugungskraft eine starke Einseitigkeit hat. LaRouche ist einer der erfolgreichsten und geduldigsten *Country Class*-Populisten. Er hat ein Vielfaches von Ron Paul an Geldern aufgestellt, freilich auf so skrupellose Weise, daß er dafür mehrere Jahre im Gefängnis verbrachte. Zugleich ist LaRouche der Inbegriff des vom Mainstream Diskreditierten. Der veröffentlichten Meinung gilt er als rechtsextremer, antise-

mitischer, brandgefährlicher Wahnsinniger, der einen sektenhaften Kult mittels Gehirnwäsche und eigenem Geheimdienst führt. Und doch steht LaRouche ideologisch für genau jene Elemente, die Codevilla nicht ohne Grund der *Ruling Class* zuschreibt: Der Ex?-Trotzkist entstammt einer Quäker-Familie, spielte eine führende Rolle am gewalttätigeren Flügel der 1968er und ist heute einer der wesentlichen intellektuellen Fürsprecher von F.D. Roosevelt. Er sieht sich in der Tradition von Hamilton und Lincoln. Seine wirtschaftspolitischen Forderungen kreisen immer wieder darum, Roosevelts Erbe wiederzubeleben. LaRouches publizierte Wahrnehmung der USA ist die genau spiegelgleiche zu Codevilla: Das *American System* von Lincoln und Roosevelt sei leichtfertig zerstört worden, um aus den USA ein „postindustrielles“ Dritte-Welt-Land zu machen. Als wichtiges Vorbild präsentiert LaRouche Harry Hopkins, Wirtschaftsberater von Roosevelt, und bezieht sich auf dessen programmatische Rede von 1938 in Chautauqua (!) unter dem Titel „What Is the American

Way?“ Darin verteidigt Hopkins das *deficit spending* mit viel Pathos als patriotische Pflicht:

Unverblümt gesprochen: Räuberische Unternehmer haben sich geweigert, die Verantwortung zu übernehmen, die mit ihren Privilegien einhergeht. Das amerikanische Volk hat sich daher zum Schutz an die einzige Institution gewandt, an die sich ein demokratisches Volk zu wenden pflegt: den Staat. [...] 1933 stand das Land am Rande der Katastrophe. Millionen von Bauern und Hausbesitzern standen davor, ihr Land, ihre Häuser und Ersparnisse zu verlieren. Es hätte eine solche Neuaufteilung des Eigentums bedeutet, eine solche Konzentration von feudaler Herrschaft oben und wirtschaftlicher Knechtschaft unten, daß der *American Way* zu einer bloßen Erinnerung geworden wäre. [...] Wir geben Milliarden an bundesstaatlichen Dollars aus, um unseren Millionen Arbeitslosen Arbeitsplätze und Kaufkraft zu verleihen. Diese Arbeitslosen bauen Amerikas gesamtes Antlitz wieder auf. All ihre Arbeit ist öffentliche Arbeit. [...] Jeder Dollar, den wir ausgeben, um den Arbeitslosen Arbeit zu verschaffen, wird zwar sorgfältig auf der roten Seite der Bilanz eingetragen. Doch für all den nationalen Wohlstand, den wir durch anhaltende Verbesserungen der öffentlichen

Leistungen geschaffen haben, wird kein Dollar auf der schwarzen Seite der Bilanz als Aktivum oder Gutschrift vermerkt. [...] Das Problem der Finanzierung der öffentlichen Verschuldung – egal welcher Höhe – ist letztlich ein Problem der Stimulierung und des Erhalts der wohlstand-schaffenden Tätigkeiten der Nation, woher die Steuern erwirtschaftet werden, mit denen man die Zinsen und die Schulden zurückzahlen kann.²⁸

LaRouche unterscheidet sich bei all der Betonung des Schuldenmachens doch in zumindest einer Hinsicht positiv von heutigen Politikern: Sein idiosynkratischer Zugang läßt ihn das Augenmerk auf die „physikalische“ Ökonomie legen, worunter er reale Güterproduktion versteht. Zurecht kritisiert er den Euphemismus der „Dienstleistungsgesellschaft“, der über den massiven Kapitalabbau täuscht. Eine sehr simple, aber wirksame Grafik führt er immer wieder an: Geldmengenausweitung als positiv exponentielle Funktion im Vergleich zur industriellen Produktion als negativ exponentielle Funktion (was freilich durch seine sehr enge Definition der „Realwirtschaft“ verstärkt wird). Hinter der bewuß-

ten Entindustrialisierung Amerikas stecken laut Larouche kleine Finanzeliten, die ihre Verschwörungen in Zirkeln wie der Mont Pèlerin Society aushecken.

Verschwörungstheorien

Seine Verschwörungstheorien, eine ebenso natürliche Folge der populären Auseinandersetzung mit der Zeit, sind legendär. Da „die da unten“ merken, wie ihnen die Welt entgleitet, liegt die Annahme bewußter Pläne von „denen da oben“ nahe. Die Annahme von Verschwörungen hat dabei die Wirkung, skeptisch gegenüber dem Mainstream zu werden und auch offiziellen Verlautbarungen keinen Glauben mehr zu schenken. Im Extrem ist dies freilich übertrieben und paranoid, aber ein schönes Stück weit ist es die richtige Richtung, um auf Dinge zu stoßen, die der Massenmedienkonsument sonst übersieht.

Auch ich hatte schon das Vergnügen, zu mehreren Sitzungen der geheimen Weltregierung im Rahmen der Mont Pèlerin Society eingeladen zu sein. Jeder, der

schon einmal dort war, wird über die Verschwörungsvorwürfe in schallendes Gelächter ausbrechen. Joschka Fischer, über den ich noch sprechen werde, hörte ich in intimen Kreise ebenso erheitert über seine Besuche bei den Bilderbergern sprechen. Die Anwesenden seien vorwiegend Tattergreise gewesen, die bei den Diskussionen immerfort einschliefen. Der Leser weiß natürlich nicht, ob das nun Schutzbehauptungen sind, und ich nicht schon längst mit der globalen Elite unter einer Decke stecke.

Interessanterweise sah sich die von F.A. von Hayek begründete Mont Pèlerin Society von Anfang an, wie die „LaRouchies“, als winzige Minderheit in einer ihr feindlichen Gesellschaft, welche auf die Vernunft nicht hören möchte und deshalb leiden muß. Die Verschwörung der Chautauqua-Klasse erscheint als glattes Spiegelbild – was nicht dafür spricht, daß es sie wirklich gibt. Haben sich „Linke“ oder „Rechte“ verschworen? Für beides gibt es Indizien, wenn man möchte, und sie fallen vorwiegend spiegelgleichen Beobachtern auf.

Verschwörungstheorien sind ein besonders effektives Mittel zur Diskreditierung – auf jeder Seite. Amüsant fand ich ein Beispiel, das sich vor einigen Monaten in Österreich ereignete. Eine als sehr „links“ bekannte, streng antineoliberale Denkerin, Prof. Claudia von Werlhof, machte mit einem Interview, das sie dem *Standard* gab, von sich reden. Darin spricht sie von einem „Weltzerstörungsprojekt“:

Begonnen hat es im 17. und 18. Jahrhundert mit dem Entstehen der modernen Naturwissenschaft. Sie versprach eine schöne, neue, reiche Welt – und daß der Reichtum allen zugute kommen und auf demokratische Weise verteilt würde. Das war und ist Propaganda.

Und dann folgt eine Verschwörungstheorie, die die Dame ziemlich nachhaltig diskreditierte. Man wäre geneigt, sie aufgrund ihrer Assoziationen den *LaRouchies* zuzurechnen. Sie hat eine ähnliche Einschätzung der „herrschenden Klasse“ wie LaRouche und würde wohl auch die *Mont Pèlerin Society* allen voran erwähnen. Und doch ist, wenn man näher hinsieht, die

Schlußfolgerung ideologisch spiegelgleich. LaRouche will das technologisch-industrielle Projekt der Moderne gegen die Umtriebe der Society retten. Werlhof will dieses Projekt gegen die vermeintlichen Widerstände dieser Society beenden. Finstre Technologien stünden im Dienste einer faustischen Führungsschicht, die über Leichen ginge:

Werlhof: Im Projekt HAARP, einem Militärforschungszentrum in Alaska, wurden auf Grundlage der Tesla-Technologie *Earthquake Machines* hergestellt, die künstliche Erdbeben hervorrufen. Sie werden benutzt, um Erdölreserven aufzuspüren. Zwischen Haiti und Kuba soll es große Ölreserven geben, also könnte das Erdbeben in Haiti maschinell erzeugt worden sein, um die militärische Besetzung des Landes durch US-Truppen zu ermöglichen. Als Nebeneffekt werden unbotmäßige Regierungen wie etwa jene von Hugo Chavez in Venezuela unter Druck gesetzt.

Standard: Glauben Sie das wirklich? Das klingt nach Verschwörungstheorie.

Werlhof: Ich glaube gar nichts, aber Fakt ist, dass es die Technologie für künstliche Erdbeben gibt. Und von meiner

Theorie her entspricht das genau der These von der patriarchalen Schöpfung aus Zerstörung. Außerdem: Öffentlich wird so etwas überhaupt nicht diskutiert.

Standard: Ein blinder Fleck, ein Tabu ?

Werlhof: So ist es - und nicht nur hier. Auch die Wirtschaftskrise wird ja nicht zum Anlaß genommen, um etwas anders zu machen, sondern es wird mit allem Mitteln aufrechterhalten, wie es bisher läuft.²⁹

Der Journalist Andreas Unterberger, dem es, wie ich zuletzt diskutierte, nun offenbar gelungen ist, mittels zahlenden Abonnenten als einer der wenigen Berufsblogger gelten zu dürfen, reagierte in seiner Publikation wie folgt:

Die österreichischen Universitäten befinden sich in breiter Front in Geiselhaft feministischen Schwachsinn. Die feigen Rektoren trauen sich nicht, dagegen etwas zu tun. Leidtragend sind die Studenten, die in immer höherem Umfang zu OpferInnen werden. [...] Man stelle sich nur vor, hätte ein rechter Politiker solchen Schwachsinn gesagt, er wäre sofort entmündigt und eingeliefert worden oder zumindest wegen Verhetzung angezeigt. Viel wichtiger ist aber die

Frage: Wer schützt die österreichischen Studenten eigentlich vor solchen Professoren? Darf an unseren Universitäten jeder Unsinn verzapft werden? Gibt es überhaupt keine Grenzen, wo endlich ein Rektor einschreitet, um die wüsten Verschwörungstheoretiker zumindest in Frühpension zu schicken?³⁰

Dabei tappt Unterberger zielsicher in die Falle. Ich beklage ja selbst immer wieder, daß wir in einem postideologischen Zeitalter leben, bin also kein undifferenzierter Feind der ideologischen Brillen, denn manchmal lassen sie klarer sehen als die von jenen, die „für alles offen sind“. Doch leider sind von den Ideologien nur mehr Fetzen und Beißreflexe geblieben. Eine ernsthafte Auseinandersetzung findet nicht mehr statt. Unterberger hat vollkommen recht, daß mit zwei Standards gemessen wird, und ich verstehe seinen Ärger. Doch es ist eine schlechte Reaktion, nun auch die Entfernung von vermeintlich „Linken“ aus Lehrstühlen zu fordern, wenn einem eine These mißfällt. Was macht ihn denn so sicher, daß Werlhof „links“ ist? Ihr Denken ist durch und durch reaktionär. Ich war immer etwas genervt von

der Dame, aber hier muß ich ihr zugestehen, die bessere Figur abzugeben. Nicht weil ihre Erdbebenthese richtig oder besonders plausibel wäre. Sie ist zumindest hinreichend plausibel, angehört zu werden, und zu solchen Ansagen gehört Mut. Korrektheit gibt es schon genug im akademischen Establishment; es ist der Mut, der fehlt. Darum würdige ich ihn, auch wenn Mut noch kein Garant dafür ist, auch inhaltlich richtig zu liegen. Das ist derselbe Grund, weshalb ich auch bei LaRouche nicht mit hysterischen Exorzismen reagiere.

Werlhof kam in Folge auf ihrem Institut ziemlich unter Druck, ihr Vorgesetzter distanzierte sich öffentlich von ihr. Werlhof schrieb daraufhin einen offenen Brief, der zwar vom riesigen Ego einer idiosynkratischen Denkerin zeugt, aber doch im Wesentlichen vollkommen richtig liegt:

Dennoch ist mir unklar, welcher Ruf hier – außer vielleicht der meine durch Herrn K. – beschädigt worden ist und wodurch. Ich weiß noch nicht einmal, welchen „Ruf“ das Institut genießt, und vor allem, wem gegenüber. Nun soll dieser

Ruf ein anderer, schlechterer geworden sein, und zwar dadurch, daß ich persönlich und keineswegs im Namen dieses Instituts ein Interview gegeben habe. Wie ist das möglich? Warum unternimmt Herr K. den völlig überflüssigen Versuch, öffentlich etwas zurechtzurücken, was ich allein zu vertreten habe? [...] Leider konkretisiert er nicht, was ihm sonst noch an dem Interview nicht zugesagt hat. Das scheint im Vergleich zu der Haiti-These nicht von Interesse gewesen zu sein. Dabei habe ich nichts Geringeres als die theoretisch, ja paradigmatisch völlig neue Sicht der in Innsbruck in über 20 Jahren entstandenen „Kritischen Patriarchatstheorie“ auf die Neuzeit und Moderne als „kapitalistisches Patriarchat“ und historisch tief verankertes Projekt einer „Schöpfung aus Zerstörung“ vertreten, die es inzwischen objektiv nötig macht, der - an ihre dadurch nun auftretenden Grenzen geratenen - westlichen Zivilisation eine Alternative entgegen zu setzen. Der bahnbrechende Fortschritt, den die Kritische Patriarchatstheorie damit für die Wissenschaft bedeuten könnte, wird angesichts eines angeblich anderen „Wissenschaftsverständnisses des Instituts“ also von dessen Leiter noch nicht einmal bemerkt. [...] Welches ist das Wissenschaftsverständnis an unserem Institut, das hier eingeklagt wird? Ein explizites und offizielles

ist mir bisher und trotz 21 Jahren Anwesenheit nicht bekannt. Vielmehr wurde jede Diskussion über inhaltliche Fragen, Theorien, Methoden und Paradigmen der (Politik-) Wissenschaft, die ich immer wieder zu führen versucht habe, strikt abgelehnt! [...] Was hat die „Haiti-These“ überhaupt mit (m)einem „Wissenschaftsverständnis“ zu tun? Und worum geht es Herrn K. bei der unvermittelten und unbegründeten Ablehnung dieser These? Und geht es vielleicht um etwas anderes als ein ernst zu nehmendes „Wissenschaftsverständnis“?³¹

In der Tat: An heutigen Universitäten wird nicht mehr diskutiert. Die „Experten“ beschäftigen sich dort vorwiegend mit dem Ausfüllen von Formularen und Intrigen im Kampf um knappe Mittel. „Verschwörungstheorien“ sind stets ein Zeichen der Entfremdung von diesem Betrieb. Denn per Definition gilt das als „Verschwörungstheorie“, was nicht die Unterstützung „kreditierter“ Meinungsführer hat. Sollte sich im Zuge der Inflationierung diese „Kreditierung“ in Luft auflösen, könnte die Stunde der „Diskreditierten“ kommen. Der Durchschnittsmensch wird in diesem Moment aber

nicht plötzlich „aufgeklärt“ zu Sinnen kommen, sondern sich wohl in Panik abkapseln vor der Kakophonie unselektierter Informationsfetzen.

Ich rate aber auch davon ab, sich in die Informationsfluten zu stürzen, um verzweifelt Antworten für das stets drängend Aktuelle zu suchen. Krisenpropheten, die wie LaRouche seit den 1960er-Jahren warnend das Tagesgeschehen kommentieren, erleben wieder einen Boom. Ihr Schrifttum ist unterhaltsam, weil es den Schlagzeilen der Nachrichten folgt und über dem Fernsehkonsumenten bekannte Akteure spekuliert. Sich davon mitreißen zu lassen und sich die stets einseitigen Deutungen dieser Publizisten für alle *news* herunterzuladen, ist Vergeudung knapper Ressourcen und macht unruhig und ohnmächtig. Es ist unwahrscheinlich, daß jemand zugleich Journalist, Gelehrter und Politiker sein kann. Meist ist die Vermengung dieser Funktionen ein klarer Hinweis, sich hier doch wieder nur der Bruchstückhaftigkeit unserer Zeit auszuliefern. Auch wenn LaRouche ein brillanter Kopf sein mag, er geht den

Weg des Massenpolitikers. Seine Rezepte sind durchwegs überdimensioniert, oft global. Sein Journalismus richtet sich auf den übertriebenen *grand jour*, von dem ich letzthin schrieb. Das Internet verlockt dazu, selbst zu recherchieren, was es mit dem Tagesgeschehen auf sich hat. Viele meiner Leser tun dies aus Passion. Verschwörungstheorien sind dabei oft ein Hinweis, außerhalb des Mainstreams zu tapen und vielleicht interessante Hinweise zu finden. „Informiert“ mag man wohl sein, wenn man nächtelang obskure Internet-Seiten abgrast, aber keine Spur klüger.

Parteiherrschaft

Daß das gemeine Volk heute kaum mehr Möglichkeiten sieht, als mit Pappschildern durch die Straßen zu ziehen und auf ihre Politiker zu schimpfen, liegt auch daran, daß die Menschen von der Politik so verwirrt sind, daß ihnen sofort der Schädel brummen würde, wenn sie sich etwas Zeit zur Reflexion nähmen. Die Inszenierung von Ideologien, sowie die absurde Links-

Rechts-Dichotomie sind Instrumente, den Unmut der Masse zu kanalisieren.

In den USA wurden die Sentiments der *Country Class* abwechselnd von den zwei Großparteien bewirtschaftet. Dabei drehte sich die politische Landschaft so komplett um, daß man einen Drehwurm bekommt. Sehen wir uns das näher an – ich erlaube mir, dabei wieder etwas auf einen älteren Text von mir zurückzugreifen.

James Madison warnte bereits vor den *Factions*³² – ein alter Begriff für Interessensgruppen. Der Streit unterschiedlicher Interessensgruppen mit ihrem jeweiligen Gruppenegoismus sei für das Gemeinwesen bedrohlich und müsse unbedingt vermieden werden. Das wesentliche Gegenmittel gegen ein solches Fraktionsdenken wäre „Unity“, die Einheit des Staates, die Stärke verspricht.

So ist es wenig erstaunlich, daß die erste politische Partei der USA nicht aus dem Reigen der Zentralisten hervorgeht, die die Einheit betonen, wenngleich Madi-

son (aus Gegnerschaft zu Alexander Hamilton) einer ihrer Organisatoren werden sollte. Ihren Impetus erhält diese „Fraktion“ von den *Anti-Federalists*, die gegen die Politik von Hamilton opponieren. Zunächst nennt sie sich *Republican Party*, wohl um die wahre, die kleinräumige *Res publica* mit den grandiosen Vorstellungen der Nationalisten zu kontrastieren. Thomas Jefferson ist der führende Kopf dieser Partei, seine Vision für Amerika ist eine lose Konföderation kleiner Handwerker und Bauern, die in ihren Gemeinden leben und wirken – ganz im Kohrschen Sinne.

Die *Hamiltonians* werden diese „Partei des kleinen Mannes“ als „demokratisch“ verspotten. Damals war dies noch ein Schimpfwort, Demokratie stand für die Herrschaft des rückschrittlichen Mobs, der von der Welt und der großen Politik keine Ahnung hat. Nach und nach, wie so oft in der Politik, bleibt die Schmähung hängen und man beginnt, sich positiv damit zu identifizieren, um sich von den „Großkopferten“ abzuheben, die als „aristokratisch“ beschimpft werden. Das

Projekt der *Federalists*, die sich schließlich als *Federalist Party* organisieren, sei ein elitäres, „undemokratisches“ Vorhaben. So ändert sich der Name von Jeffersons Partei in *Democratic-Republican Party*. Bald wird das *Republican* ganz verschwinden: welch überraschende Wende – die vormalige *Republican Party* heißt heute *Democratic Party*!

Wer sind nun diese „Republikaner“, mit denen wir es heute zu tun haben? Die *Republican Party* wurde erst 1854 gegründet und wies eine deutlich progressive Ausrichtung auf, steht demnach eher in der Tradition der *Hamiltonians*. Das Gründungsmotiv der Partei war die Ablehnung der Sklavenwirtschaft und der davon profitierenden Elite. Die Vision der neuen „Republikaner“ war es, aus den USA ein „modernes“ Land zu machen.

Nach und nach sollte sich bei den Demokraten die Unterschicht sammeln, obwohl die *Democratic Party* die Partei der Sklavenhalter (!) im Süden war, deren Status durch die Zentralisierungsbestrebungen bedroht war.

Als ursprünglichste Partei der USA stand sie stets prototypisch für den *American Dream*, die Hoffnung des kleinen Mannes, es *from rags to riches*, vom Tellerwäscher zum Millionär zu schaffen.

Dieses Motiv ist wohl mit eine Erklärung dafür, daß der Partei das ideologische Etikett des *liberalism* angeheftet wurde. Dies könnte aber auch daran liegen, daß sie die ältere Partei ist und der *conservatism* heutiger Prägung in den USA eine moderne Ideologie darstellt, die sich gewissermaßen eine Geschichte erdichten mußte. Wesentlich für diese Einordnung ist aber natürlich auch, daß die Republikaner nach und nach zur Stimme der Oberschicht wurden, der Konzerne und des wohlhabenden Bürgertums. Bei den Demokraten fanden sich so eher die Neuzuwanderer, die Katholiken, die Juden und letztlich auch – Ironie der Geschichte – die Schwarzen.

Im zunehmend zentralisierten politischen Spielfeld der USA hätte es eine kommunal orientierte Partei, wie es die *Democratic Party* einst war, immer schwerer gehabt.

Die nationalistischen Republikaner konnten hier mit Appellen der Einheit wesentlich leichter für nationale Kandidaten mobilisieren.

Radikalinsky

Wie läßt sich eine vergleichbare Mobilisierung auf kommunaler Ebene mit kommunalen Bezügen erreichen? Der brillante Organisator Saul D. Alinsky fand darauf im letzten Jahrhundert die Antwort und wurde zum Ideengeber einer erstarkenden *Democratic Party*.

Die Wirtschaftskrise von 1929 radikalisierte Alinsky wie viele andere. Sein Vater verließ die Familie und brachte es in Kalifornien zu Wohlstand, ohne seinen Sohn oder dessen Mutter zu unterstützen, nicht einmal in der bittersten Armut in den 1930er Jahren. Saul hinterließ er testamentarisch bloß 50\$ aus seinem Vermögen. Kein Wunder, daß der junge Alinsky eine Wut auf die „Oberschicht“ und einen gewissen Zynismus entwickelte.

Seine Dissertation schrieb er über die Mafia, in deren Mitte er geraume Zeit verbrachte. In einem Interview mit dem Playboy-Magazin betont er, daß er keinerlei Gewissensbisse hatte, Mörder „bei der Arbeit“ zu begleiten. In dieser Zeit lernt er das Handwerk der Organisation, das er bald für einen anderen, nicht unähnlichen Auftraggeber anwenden wird: die Politik. Bald beginnt er, die „Macht der Masse“ zu nützen und zu idealisieren.

Sein taktisches Kalkül ist dabei so genial wie einfach: Die Gesellschaft bestünde aus drei Klassen. Zunächst aus den *have-nots*, den Besitzlosen, die den *haves*, den Besitzenden gegenüberstünden. Dazwischen lägen die *have-some-want-more*, der Mittelstand, der hinreichend wenig besitzt, um neiderfüllt nach oben zu blicken, aber hinreichend viel, um eigenen materiellen Verlust zu fürchten. Der Partei, die besser dabei ist, zusätzlich zu entweder den *have-nots* oder den *haves* die *have-some-want-more* zu binden, wäre der Erfolg sicher.

Doch zunächst geht es um die Frage, wie die *have-nots*, die sich eher bei den Demokraten finden, politisch organisiert werden können. Dabei versteht sich Alinsky als „Macchiavelli der Armen“: *Il Principe* wäre für die *haves* geschrieben, um sie zu lehren, wie man die Macht erhält. Nun bräuchte es eine solche Lektion für die *have-nots* – darüber, wie man die Macht entreißt.

Während der Marxismus in den USA nie richtig Fuß fassen kann, da die Einteilung nach funktionellen, internationalen Klassen dem Kommunalismus zuwiderläuft, liegt hier ein erfolgsversprechendes Rezept: Alinsky organisiert Kommunen, die durch die Wirtschaftskrise besonders getroffen sind, und mobilisiert sie als individuell homogene Bestandteile der nationalen Gruppe der *have-nots*. Dieser Zugang findet auch bei den Kirchen große Unterstützung – Alinsky verspricht diesen gar, die sich entfremdenden Schäfchen wieder zuzuführen.

Besonderes psychologisches Feingefühl zeigt Alinsky mit der Erkenntnis, daß es darum ginge, den Jungen,

die sich in eine „materialistische, dekadente“ Gesellschaft geworfen sehen, wieder Lebenssinn zu geben:

Der menschliche Ruf der zweiten [Amerikanischen] Revolution ist jener nach einem Sinn, einem Zweck des Lebens – etwas, für das es sich lohnt, zu leben und falls nötig zu sterben.³³

Es ist interessant, hier wieder das Motiv der zweiten Amerikanischen Revolution zu finden. In der Tat hat diese auch schon stattgefunden: klammheimlich. Die dritte wird vermutlich wieder lauter werden. Momentan werden in den USA sehr hohe Preise für Bücher geboten, die sich mit dem Ende der Weimarer Republik und der damaligen Hyperinflation auseinandersetzen.³⁴ Dahinter steht vermutlich die Ahnung der klügsten Köpfe der *Ruling Class*, daß die USA nach dem Kollaps des Dollars einen ähnlichen Nährboden abgeben könnten wie die Weimarer Republik. Hinzu kommt der wachsende Frust der Militärs. Dabei will ich nicht andeuten, daß die dritte Revolution in ein drittes Reich

münden könnte. Aber manche Dynamik könnte sich durchaus wiederholen.

Zurück zu Alinsky: Auch er holte die Menschen damals bei ihrer zunehmenden Politikskepsis, ihrer wachsenden Verachtung für die Institutionen, ihrer Enttäuschung über illusionäre Versprechen ab. Als Teil selbstbewußter *have-nots* fanden die Menschen durch lokales „Engagement“ wieder Sinn und schöpften neuen Mut. Durch kreativen Protest, durch radikalisierte Sprache, durch Boykott und Sabotage konnten sie nun „denen da oben“ den Kampf ansagen. Oben steht die falsche Elite, unten die heile Welt der Kommune. Revolutionäre Bewegungen, so Alinsky, mußten in der materialistischen Welt von heute stets auf spirituellen Werten beruhen wie Gerechtigkeit und Frieden.

Doch diese Einsichten sind beim Politiker Alinsky stets einem ans Zynische grenzenden „Pragmatismus“ geschuldet. Er spricht von der „moralischen Rationalisierung“ und der „moralischen Übertünchung von Taten und Motiven“. Nur in diesem Sinne müsse Politik stets

eine moralische Komponente haben, als Befriedigung des Bedürfnisses nach „Moral“, ansonsten würde der Zweck die Mittel heiligen.

Alinsky fragte neue Schüler, die er in die Geheimnisse der Politik einführte, stets, warum sie Menschen organisieren wollten. Wenn sie mit selbstlosen Vorstellungen antworteten, daß sie den Menschen helfen wollten, lachte er sie aus und schrie sie an: Ihr wollt organisieren, um Macht zu erlangen!

Diese Prinzipienlosigkeit macht sich natürlich letztlich auch in seinem Weltbild bemerkbar. Nach und nach ist eine gewisse Ernüchterung festzustellen. Wenn alles beliebig ist, wird alles beliebig, und es läßt sich eigentlich gar keine Aussage mehr über die Welt machen. Er blickt gegen Ende seines Lebens auf vergangene organisatorische Erfolge zurück und sieht fast überall Widersprüche. Die *have-nots* von einst werden nach ihrem Erfolg zu *haves* und nehmen alle Eigenschaften des imaginierten „Klassenfeinds“ an. Alinsky „erklärt“ dies

mit einem zyklischen Geschichtsbild – der Kreislauf müsse immer so verlaufen:

Die Fackel des Idealismus wird von der revolutionären Gruppe getragen, bis diese Gruppe zum Establishment wird, und dann wird die Fackel still abgelegt, um darauf zu warten, von neuen Revolutionären aufgehoben zu werden für die nächste Staffel des Laufs. So setzt sich der revolutionäre Kreislauf fort.³⁵

Für diesen Relativismus muß bei Alinsky bereits die Quantenphysik herhalten; hier erweist er sich als Vorläufer heute dominanter Ideen: Alles Positive habe etwas Negatives, es gäbe kein gut und schlecht, jede Revolution bringe unausweichlich eine Gegenrevolution hervor, diese „Dualität“ und „Komplementarität“ habe schon Niels Bohr erkannt, als er meinte, daß Widersprüche ein gutes Zeichen dafür wären, daß das Experiment richtig läuft. Daraus folgert Alinsky die endgültige Rationalisierung seiner Strategie des lokalen Aufhetzens für nationale politische Erfolge:

Konflikt ist der essentielle Kern einer freien und offenen Gesellschaft. Wenn man die demokratische Lebensform als

musikalisches Motiv darstellen wollte, wäre dessen zentrales Thema die Harmonie der Dissonanz.

In einem allerdings bleibt Alinsky Idealist: Bei der Idealisierung seiner Strategie und Rolle. Er sieht sich selbst in der Tradition „Luzifers“, „des ersten Radikalen“, und erklärt stolz, er würde freiwillig die Hölle dem Himmel vorziehen, um dort die Seelen der wahrlich allertiefsten *have-nots* zu organisieren und zu mobilisieren.

Alinskys Strategie erwies sich als erfolgreicher Ansatz für die Demokraten. Endlich hatten die „links“ (ursprünglich im Sinne eines Gegensatzes zur nationalen Elite) Stehenden ein Rezept nationaler Organisation gefunden, das dem Kommunalismus zumindest rhetorisch treu bleiben konnte. In den USA ist daher der heutige „Kommunitarismus“, eine Rückbesinnung auf den traditionellen Kommunalismus, „links“ verortet – einer der führenden Denker der US-„Linken“ ist zugleich ein Vordenker dieses neu-alten „Kommunitarismus“: Michael Walzer.

Sowohl Barack Obama als auch Hillary Clinton sind Schüler von Saul D. Alinsky. Obama verdiente seine ersten Sporen direkt in den Fußstapfen Alinskys bei der kommunalen Organisation in Chicago. Hillary Clinton hätte um ein Haar Alinskys Arbeit als dessen Angestellte direkt weitergeführt, sie ließ es dann dabei bewenden, ihre Dissertation über Alinsky zu schreiben. Die gerissene Clinton erkannte bald, daß für Alinskys Strategie, die Mittelschicht zu erreichen, er selbst zu radikal war. Darum setzte sie es als First Lady sogar durch, daß ihre Dissertation vor der Öffentlichkeit versteckt wurde. Auf Obamas Wahlkampf-Seite im Internet war ein Foto zu finden, auf dem er in einem Klassenraum steht und unterrichtet. Hinter ihm enthüllt eine Tafel, was er gerade lehrt. Darauf stehen Begriffe wie „Machtanalyse“ und „Eigennutzen-orientierte Beziehungen“. Ein Diagramm daneben illustriert Geldflüsse. Diese Konzepte entstammen alle Alinskys Denken. In dem Handbuch, das Obama selbst verwendete, um Alinskys Methoden zu lernen, steht ebensolcher Klartext:

Wir wären nicht anständig, wenn wir keine Macht wollten.
Wir wären Feiglinge! Macht ist gut, Machtlosigkeit ist böse.³⁶

Eine zentrale Einsicht von Alinsky war, Menschen anhand ihres Eigeninteresses zu organisieren. Idealistische Motive wären viel zu schwach dafür. Das erwähnte Handbuch empfiehlt sogar streng:

beseitige Gutmenschen in deiner Kirche und Organisation!

Obama, in der öffentlichen Wahrnehmung der Inbegriff des messianischen Gutmenschen, bekennt sich selbst zum Alinskyschen Realismus:

Der Schlüssel dazu, erfolgreiche Organisationen zu schaffen, war, sicher zu gehen, daß das Eigeninteresse der Menschen angesprochen wurde, und es nicht bloß auf *pie-in-the-sky*-Idealismus beruhte. Es gab also einige grundlegende Prinzipien, die damals machtvoll waren, und an die ich noch heute glaube.

Politischer Realismus

Einen ganz ähnlichen Politiker europäischen Zuschnitts lernte ich kürzlich persönlich in eher intimem Rahmen kennen: Joschka Fischer. Fischer gehörte nicht nur zum Realo-Flügel der Grünen, sondern ist nach langjähriger Erfahrung ein Realist durch und durch. Auch bei ihm grenzt dieser Realismus an das Zynische. Politik bezeichnet er als ständigen Kuhhandel. Das gesamte Politikerleben bestünde darin, ständig Mist für Gold zu erklären. Das ist eine interessante Umdrehung dessen, was ich „alchemische Kunst“ nannte, die den guten Unternehmer auszeichne. Süffisant läßt sich Fischer heute in kleinem Kreis darüber aus, wieviel Unsinn die Grünen beschlossen haben, den er mit ernster Miene vertreten mußte. Ein wenig lacht er sich dabei ins Fäustchen, diesen Zynismus braucht er zum Selbstschutz. Denn Alternativen gäbe es dazu keine, so laufe eben das System. Drei Alternativen nennt er im Gespräch, um sie gleich wieder vom Tisch zu wischen: Das Buhlen der Parteien um Wähler, das zum Wettlauf der

Täuscher wird, ließe sich doch nur in einer Einparteiendiktatur verhindern, und die – so seine Lehre aus dem Scheitern des Sozialismus – sei nicht erstrebenswert. Eine Alternative zur Parteienherrschaft selbst? Die personale Herrschaft fällt ihm, dem selbstbewußten Charismatiker, als erstes ein. Gegen diese führt er nur an, daß sie heute niemand wolle, da könne man nichts machen. Das Charisma hält er übrigens für eine natürliche Anlage, die man nicht erlernen könne. Eine direkte Demokratie hingegen, die funktioniere ja nur in kleinen Einheiten. Da könne man keine große Politik machen. Im Kleinen schon sei sie furchtbar, im Großen wirklich schrecklich. So spricht der ernüchterte Alt-68er. Das Volk ist einfach zu rückständig. So werde die direkte Demokratie doch nur von Verhinderern angerufen: Wer etwa Volksabstimmung über weitere EU-Beitritte verlangt, will schlicht keine weiteren Beitritte. Demokratisch hätte die Türkei so keine Chance. Doch der politische Realismus der „europäischen Interessen“ fordert eben ihre Aufnahme. Es wäre ein Wahnsinn,

die Türkei zu entfremden und (ich zitiere nun nicht mehr, sondern folgere) dieses militärische Schlüsselgebiet anderen zu überlassen.

Ich frage Joschka Fischer, ob er nicht das beste Beispiel dafür wäre, daß der „Gang durch die Institutionen“ erfolgreich war. Er gibt zu, daß sein Weg, systematisch und geduldig „Macht zu sammeln“ (so nennt er dies im O-Ton) schließlich von Erfolg gekrönt war. Auch gibt er zu, daß er am Zeitgeist obenauf geschwommen ist. Er mußte nie an Karriere denken, denn diese habe sich ganz automatisch ergeben, weil er immer auf der ersten Welle der Veränderung mitgeritten sei. Wichtig dabei war bloß das Selbstbewußtsein, etwas Besseres zu sein (im O-Ton nennt Fischer seine Jugend-Mantras „ich will was!“ und „ich bin gut!“). Und doch sei das Bild vom systematischen Gang durch die Institutionen falsch. Denn so leicht dieser Gang war, so überraschend ist, was am Ende steht: Ein ganz anderer Mensch als derjenige, der losgegangen war. Kann man da noch von einem Weg sprechen? Fischer habe sich im Laufe seiner

Karriere vollkkommen geändert, versichert er glaubhaft. In der Tat finden sich in seiner Ideologie kaum Konstanten. Heute würde ich ihn am ehesten als Neokonservativen bezeichnen – und die sind ja nichts anderes als ehemalige Trotzkiten, die realistisch und zynisch wurden. Während die einstigen 1968er demokratische Betonungen hatten und stark elitenfeindlich waren, ist Joschka Fischer von heute eher Antidemokrat, der davon spricht, daß politische Eliten eine zentrale Funktion haben. Ein guter Politiker ist für ihn ein Kapitän, der das Schiff lenkt, indem er aus Minderheitenpositionen Mehrheitenpositionen macht. Das ist ein interessantes Bild, denn es erklärt auch, warum der Kahn von diesen „Eliten“ gegen ein Riff gefahren wird: Der moderne Politiker sitzt zwar vorne am Steuer, aber in der Flaute. Er muß sich, um Fahrt aufzunehmen, dem Schwarm zuwenden, der sein seltsames Boot bevölkert. Er versucht diesen Schwarm aufzuscheuchen, damit er die Segel füllt. Doch er ist nicht der einzige, der scheucht; es kreucht und fleucht ganz wild. Der einzel-

ne Wähler fällt dabei nicht ins Gewicht, wichtiger sind die Drohnen im Staatsapparat, in den Medien, im Bildungssystem. Was bleibt ihm anderes übrig, als am Ende der Zickzackfahrt zu erklären, genau dorthin habe er doch fahren wollen!

Yes, Minister

Vermutlich entspricht die Verachtung der Masse für ihre Politiker heute auch einer Verachtung der Politiker für die Masse der Menschen. Die Politiker erscheinen unfähig, die Masse dumm. Beide Seiten haben Recht und beide irren. Die einseitigen Übertreibungen liefern sich hinter den Kulissen Schlachten; ideologische Debatten zwischen diesen Zugängen gibt es in unserer postideologischen Zeit kaum mehr. Kein Politiker würde die Demokratie öffentlich in Frage stellen; das Tabu eignet sich zudem ja ganz gut dazu, die Parteienherrschaft abzusichern und mißliebige Eindringlinge in die *Ruling Class* loszuwerden.

Politiker erkennen relativ bald, daß „alles sehr kompliziert ist“ – wie der österreichische Kanzler Fred Sinowatz einmal ernüchtert festgestellt hat. Sie liegen instinktiv richtig, daß die überdimensionierten Fragestellungen heutiger Zentralstaaten, die zunehmend hinter noch ungeheurere Konstrukte zurücktreten, nicht der Masse anvertraut werden können. Die kennt nämlich all die Sachzwänge nicht, die in schrecklicher Verkettung aus kleinen Abweichungen von der vorgesehenen System-Routine riesige Katastrophen machen können. Diese Verkomplizierung hat freilich etwas Entmündigendes, und kommt daher jenen ganz natürlich zu Gute, die sie betreiben.

Schon auf die kleinsten Ebenen bricht diese künstlich geschaffene Komplexität durch. Die niedrigste Ebene demokratischer Entscheidungsfindung ist die Eigentümersammlung für Mehrparteienhäuser. Dort herrschen die bestmöglichen Voraussetzungen für das Funktionieren des Mehrheitsprinzips: Eine hinreichend kleine Gruppe, sodaß keine anonymen Massen entste-

hen, die Beschränkung des „Wahlrechts“ auf jene, die die Kosten der Entscheidungen tragen, die direkte Verbindung von Entscheidung und unmittelbarer Lebensrealität. Und trotzdem ist es keineswegs selbstverständlich, daß gute Entscheidungen gefällt werden. Vor einiger Zeit flatterte ein EU-Bescheid herein, Aufzüge in Häusern mußten europaweit auf einen einheitlichen Standard hochgerüstet werden. Man kann nur hoffen, daß diese absurde Vorschrift auf das Lobbying von daran beteiligten Unternehmen zurückzuführen ist, denn dann hätte es zumindest noch ein Fünkchen Rationalität. Um die Entscheidung zu fällen, wie diesen Auflagen zu entsprechen ist, muß man zunächst feststellen, wie diese genau aussehen. Der Hausverwalter hatte die neue Vorschrift mitgebracht. Freilich war sie für kaum einen der Anwesenden lesbar. Nötig war dazu eine Kombination an juristischem und technischem Wissen, sowie Erfahrung mit bürokratischen Konvoluten. Als ich versuchte, den Miteigentümern klar zu machen, daß die eingeholten Kostenvoranschläge noch

über die Vorschriften hinausgingen, reagierten einige ungehalten, weil ihnen schon der Kopf brummte. Die Gruppe entschied, sie könne nicht entscheiden. Der Hausverwalter nahm die Sache also wieder an sich und alle waren dankbar. Dafür machte er gleich geltend, daß die Rücklagen nun damit bald aufgebraucht würden und daß wir im Vergleich zu anderen Häusern ohnehin viel zu wenig Rücklagen bilden würden. Seine Begründungen klangen sehr vernünftig und langfristig gedacht, so entschied die Mehrheit sogleich, ihre eigenen Nebenkosten zu erhöhen, was natürlich auch das Budget des Hausverwalter erhöhte. Ich schreibe das ohne Süffisanz, denn auch ich stimmte dafür; um mich dann nachher sehr zu ärgern. Denn schließlich war davon die Rede, was man mit größeren Rücklagen alles anstellen könnte. Man könnte Kosten sparen durch Isolation, und diese würde gerade staatlich gefördert werden! Ich bin überzeugt davon, daß sich diese Investitionen niemals rechnen werden. Ebenso bin ich der Isolierungsbranche extrem skeptisch gesinnt, weil dort eine massi-

ve Verzerrung von Preissignalen durch Subventionen und Vorschriften eingetreten ist. Um dies zu debattieren, müßte man sich mit Wärmeleitungskoeffizienten auseinandersetzen. Als Physiker verstehe ich zumindest noch die Hintergründe, aber auch ich könnte selbst nur sehr schwer Übertreibungen und Irreführungen von der Realität unterscheiden, weil mir die praktische Erfahrung mit der Materie fehlt. Ein Schweizer Bauingenieur, dessen allzu idiosynkratisches Auftreten ihm nicht viel Gehör verschafft, versuchte vor einigen Jahren, mich mit allem Nachdruck davon zu überzeugen, daß die Isolierungsbranche Hand in Hand mit der Politik weitgehend auf Betrug basiere. Die moderne Fassaden-dämmung widerspreche guten Gepflogenheiten der Bautechnik, bringe nur minimale Energieeinsparung und begünstige Schimmelbildung und Verfall der Baubsubstanz. Es fällt mir schwer, dies zu beurteilen, die Einwände sind jedoch plausibel.³⁷ Meine Nachbarn würden die Sache sofort panisch den Experten überlas-

sen. Nach solchen Versammlungen bin ich dann oft ganz erleichtert, daß nichts Größeres zur Debatte steht. Mein Freund, Remigijus Šimašius, den ich vor vielen Jahren in Vilnius kennenlernte, erzählt mir von seiner Erfahrung mit „Demokratie“, wie sie im heutigen Kontext erscheinen muß. Remigijus wurde kürzlich völlig überraschend zum jüngsten Justizminister Europas ernannt. Seine bisherige politische Erfahrung hat ihn nun schon ganz automatisch etwas skeptischer gegenüber direkter Demokratie gemacht und der repräsentativen mehr zuneigen lassen. Im Gespräch mit ihm komme ich darauf, daß sich Litauen als junge Parteidemokratie westlichen Zuschnitts doch noch deutlich von den älteren unterscheidet: Noch scheinen dort nicht die Schlechtesten an die Spitze zu kommen, die innerparteiliche Auswahl ist noch nicht durch Intrigen zwischen Machtbasen dominiert. Es wird wohl nur eine Frage von wenigen Jahren sein, bis auch Litauen in dieser Hinsicht „reift“.

Was kann Remigijus bewirken? Er sieht im Wesentlichen zwei Möglichkeiten, die interessanterweise wenig mit seinem Ressort zu tun haben: Einerseits kann er im Ministerrat durch persönliches Einwirken auf die Kollegen manchen Unsinn verhindern – eine rein negative Funktion. Andererseits verleiht ihm der Ministertitel eine größere öffentliche Wahrnehmung, mit der er als Korrektiv in der öffentlichen Meinung wirken kann. Er ist der einzige Minister, der regelmäßig „bloggt“.

Als Minister hat er mit einem direktdemokratischen Element zu tun, das in Litauen vorgesehen ist: Regelmäßig hat er sich bei öffentlichen Fragestunden der Bevölkerung zu stellen. Seine Erfahrungen damit sind überaus schlecht; sein Ressort begünstigt eine solche Erfahrung womöglich noch. Die einfachen Menschen, die zu solchen Terminen kommen, tun dies durchwegs aus kleinlich-egoistischen Gründen und zeigen ein ganz kindisches Auftreten. Vorwiegend erscheinen Spinner, die erhoffen, der Minister möge ihnen in lächerlichen Nachbarschaftskonflikten und anderen Kränkungen

ihres kindischen Egos helfen, ihr „Recht“ durchzusetzen. Da kann ich es Remigijus nicht übelnehmen, daß er einen schlechten Eindruck von seinem Wahlvolk bekommen hat.

Auch die Belastung des heutigen Politikers spielt sicherlich eine Rolle bei seiner Entfremdung vom Volk. Joschka Fischer beklagte sich, daß die Rahmenbedingungen für Politiker immer schlechter werden. Es sei ein Hochleistungsjob, für den er sein Familienleben aufgeben mußte. Etwas gekränkt verteidigt er sich gegen das Bild, er habe seine Familie verlassen, weil ihm der Sex-Appeal der Macht eine jüngere und hübschere Kurdin in die Arme geführt habe. Seine Ex-Frauen hätten die Ehen gelöst, nicht er; er könne es aber verstehen, da Spitzenpolitik und Familie eben nicht zusammengehen. Als Top-Manager sei er viel zu schlecht bezahlt gewesen, dafür kompensiere aber ein wenig, daß man in der Politik viel „mehr gestalten könne“ als in der Privatwirtschaft. Der vermeintliche „Linke“ betont im Gegensatz zur Parteilinie, daß es einfältiger Unsinn

wäre, die Wirtschaft würde die Politik steuern: erstere sei heute bloß ein „Subsystem“ der Politik, gibt er zu. Als Politiker müsse man sich aber ständig ans Bein pinkeln lassen und würde von den Medien wie ein Allgemeingut behandelt, über dessen Privatleben sich jedermann detailreich am Stammtisch auslassen dürfe. Nach und nach müsse man eine seelische Hornhaut entwickeln. Doch auch dem mittlerweile eiskalten Realpolitiker tut noch jeder Treffer weh. Zumindest habe er endlich die Distanz gefunden, wieder den Fernseher aufdrehen zu können, ohne sich in Schmerzen zu winden und ohnmächtige Wut zu empfinden.

Endnoten

¹ Friedrich Nietzsche (1954): Also sprach Zarathustra. 3. Teil. Von der verkleinernden Tugend. Werke in drei Bänden, Band 2. Herausgegeben von Karl Schlechta. München: Hanser. S. 293ff. Ausgabe von 1960. tiny.cc/nietzsche

² Roger Scruton (2009): Beauty. S. 105. tiny.cc/scruton2

³ Ebd., S. 19, 26

⁴ Immanuel Kant (1977): Kritik der Urteilskraft. Werkausgabe: Hg. Wilhelm Weischedel. Bd. 10, S. 116 ff. tiny.cc/kant1

⁵ Scruton, S. 31

⁶ Scruton, S. 82, 91, 174, 175

⁷ Frithjof Schuon (1981): Von der inneren Einheit der Religionen. Freiburg i. B.: H.J. Maurer. S. 64ff tiny.cc/schuon

⁸ Dieses & folgende Zitate: Scruton, S. 189f, 176, 184, 194.

⁹ Güner Balci et al.: Kampf im Klassenzimmer: Deutsche Schüler in der Minderheit. ARD, 22.07.2010 tiny.cc/kampf

¹⁰ Thomas DiLorenzo (2003): The Real Lincoln. Three Rivers Press. tiny.cc/dilorenzo

-
- ¹¹ Mencius Moldbug: A gentle introduction to Unqualified Reservations (part 7). 5.03.2009. Weblog. tiny.cc/moldbug
- ¹² Angelo M. Codevilla: America's Ruling Class – And the Perils of Revolution, in: The American Spectator, 7-8/2010. tiny.cc/codevilla
- ¹³ Thomas Paine (1776/2003): Common Sense. Signet Classics. tiny.cc/paine1
- ¹⁴ Aristoteles. Nikomachische Ethik, Buch I., K. 10, 13. Übersetzung von Franz Dirlmeier (1957) tiny.cc/dirlmeier1
- ¹⁵ Platon: Gorgias. In: Platon (2004): Sämtliche Werke. Übers. Friedrich Schleiermacher. Bd.1, S.393ff. tiny.cc/platon
- ¹⁶ Institut für Wertewirtschaft (2010): „Staat“ www.wertewirtschaft.org/analysen/staat.pdf
- ¹⁷ Malcolm Gladwell (2001): The Tipping Point. Little, Brown and Company. tiny.cc/gladwell
- ¹⁸ Clive Thompson: Is the Tipping Point Toast? in: Fast Company. 1. Februar 2008. tiny.cc/pointtoast
- ¹⁹ Barry Alan Shain (1994): The Myth of American Individualism. S. 28. tiny.cc/shain

²⁰ Alexis de Tocqueville (1840): De La Démocratie En Amérique II, 2^{ème} partie. Ch.2. Französ. Onlineausgabe 1. Teil: tiny.cc/alexis3, tiny.cc/alexis4. Englische Onlineausgabe: tiny.cc/alexis5. Deutsche Ausgabe (1986): tiny.cc/alexis1

²¹ Tocqueville (1835): De La Démocratie En Amérique I, 2^{ème} partie. Du Pouvoir Qu'exerce La Majorité En Amérique Sur La Pensée.

²² Dieses und die folgenden Zitate: Leopold Kohr (1965): Weniger Staat. Wien/Düsseldorf: Econ Verlag. S. 67, 66, 56. [Originaltitel: „Freedom from Government“]. tiny.cc/kohr1

²³ José Ortega y Gasset (1937): La rebelión de las masas. Cap. XIII. Spanische Onlineausgabe: tiny.cc/rebellion. Deutsche Ausgabe (2002): Der Aufstand der Massen: tiny.cc/aufstand

²⁴ Ogdon Nash: The Politician. In: Nash (1938): I'm a Stranger Here Myself. tiny.cc/nash1

²⁵ M. Stanton Evans (2009): Blacklisted by History: The Untold Story of Senator Joe McCarthy and His Fight Against America's Enemies. Three Rivers Press. tiny.cc/stanton1

²⁶ Lyndon H. LaRouche: What Connects the Dots? in: Executive Intelligence Review, 17.02.2006 tiny.cc/larouche1

-
- ²⁷ Tim Wohlforth: A '60's Socialist Takes a Hard Right, in: publiceye.org tiny.cc/wohlforth
- ²⁸ Harry Hopkins: "What Is the American Way?" Rede vom 16. Juli 1938. Ausgabe von 2007: tiny.cc/hopkins1
- ²⁹ Interview mit Claudia von Werlhof, in: diestandard.at, 12. Februar 2010 tiny.cc/werlhof
- ³⁰ Andreas Unterberger: Was unsere Professoren so verzapfen. 15. Februar 2010. Weblog. tiny.cc/unterberger
- ³¹ Claudia von Werlhof: Offener Brief an Herrn K. Oder: Ich bin ein „Institutsschädling“! tiny.cc/werlhof2
- ³² James Madison, „Federalist No. 10“ tiny.cc/madison1
- ³³ Saul D. Alinsky (1971/1989): Rules for Radicals. Vintage. S. 196 tiny.cc/alinsky1
- ³⁴ Ambrose Evans-Pritchard: The Death of Paper Money, in: telegraph.co.uk, 25. Juli 2010 tiny.cc/evans2
- ³⁵ Dieses und das folgende Zitat aus: Alinsky. S. 22, 62.
- ³⁶ Zitate und Hintergrundinformationen aus: The Agitator, in: The New Republic, 19. März 2007. tiny.cc/obama11
- ³⁷ Paul Bossert: Vortrag, 21.10.2008 <http://tiny.cc/bossert>